

Croatian Literature Series
vol. 8

Stjepan Čuić

Der Orden

Übersetzt und mit einem Nachwort versehen

Von

Elisabeth von Erdmann-Pandžić

Zagreb – Bamberg
1991

Stolz ritt er in die Stadt ein. Er war offensichtlich ein geübter Reiter, der jetzt befremdet um sich blickte, als sei ihm die Stadt unbekannt. Vor einem niedrigen Haus brachte er das Pferd zum Stehen, saß gewandt ab und schaute um sich, während er das Pferd am Zügel hielt. Er trug eine schlechtsitzende Uniform und sah unrasiert und abgemagert aus, was ihm ein verwahrlostes Äußeres verlieh.

Er wollte sein Pferd an einer Pappel festbinden, aber der Zügel war so kurz, daß er ihn nicht um den Stamm schlingen konnte. Er klopfte daher dem Pferd befehlend auf die Kruppe und betrat das nächste Haus.

Das Pferd rührte sich nicht von der Stelle.

Kurze Zeit später kehrte er mit einer Axt zurück, mit der er den Stamm der Pappel bearbeitete, bis er dessen Umfang in ungefähr einem Meter Höhe verringert hatte. Dann band er sein Pferd daran fest und verschwand in den engen Gassen. Sein Weg ließ sich ungefähr mitverfolgen, da er ständig rief. Er rief Namen, doch niemand antwortete ihm.

Dann prasselten Steinchen, die er gegen die Fenster warf, doch alles blieb still. Daraufhin legte er seine Waffen ab, lehnte das Gewehr gegen eine Wand, zog die Uniformjacke aus, befestigte den Orden am Hemd und begab sich in den Teil der Stadt, wo die Häuser am dichtesten standen.

Wieder rief er.

Doch wieder hatte er keinen Erfolg.

Da ließ er sich mit einem leichten Seufzer neben einem Brunnen nieder, zündete eine Zigarette an und wartete. Aber niemand kam.

Dann wusch er sich flüchtig, trank aus der hohlen Hand und warf einen Blick auf die Turmuhr. Als er begriff, daß die Uhr nicht ging, verzog er das Gesicht zu einer leichten Grimasse. Dann schätzte er den Stand der Sonne nach dem Schatten, den die ihm wohl bekannten Häuser warfen. Mittlerweile war er bis zu seinem eigenen Haus gelangt, woraus man schließen konnte, daß es wirklich er selbst war.

Also konnten die Männer auf dem Dachboden aufatmen, obwohl sie nicht wagten, ihr Versteck zu verlassen.

Zum letzten Mal an diesem Tag stieß er aus Leibeskräften einen Schrei aus, aber auch darauf antwortete ihm niemand.

Da legte er sich ermüdet nieder.

Er ruhte den ganzen Sommernachmittag und begab sich gegen Abend in die Berge.

"Wo sind die anderen?" fragte er den ersten Menschen, der ihm über den Weg lief und dem er Angst und Schrecken einjagte. Dieser zuckte nur schlaff mit den Schultern und wollte nicht mit der Sprache heraus. Da sagte er ihm jedoch, daß er sich nicht dumm stellen solle, denn obwohl er selbst zwar genau wisse, wo die anderen seien, so müsse er es noch viel besser wissen, da er die ganze Zeit mit ihnen zusammen verbracht habe.

So brachte er den Mann, den er getroffen hatte, dazu, ihn ernst zu nehmen und alle seine Fragen zu beantworten.

Der Mann fragte nun ihn, wer er denn sei. Er gab ihm zur Antwort, daß er es schon erfahren werde, wenn er sich weiter dumm stellen wolle.

Erst jetzt schaute er sich in Ruhe die Umgebung an und bemerkte, wieviel zerstört worden war und was sich alles verändert hatte.

Darauf fragte er, wo Lokvić sei.

“Irgendwo hier, bei den Pfützen.”

Da begann er sich zu wundern.

Erstaunt fragte er weiter, ob hier in der Nähe auch Križanić sei.

“Ja”, antwortete der Mann, “irgendwo hier, bei den Kreuzen.”

“Und Karaulić?”

“Er auch. Wahrscheinlich auf einem Grenzwachturm.”

Da wunderte er sich noch mehr.

So fragte er den Mann nur noch: “Wo ist Kovačić?”

Der Mann gab die Auskunft, daß Kovačić wohl mit Schmieden beschäftigt sei.

Da fragte er nichts mehr.

Schweigend bestieg er sein Pferd, das man ihm gebracht hatte, und trabte über die Felder, woraus seine Beobachter schließen konnten, was er vorhatte. Einige wollten ihm nach, doch es war schon zu spät, denn das Pferd griff immer schneller aus, während er auf dem Pferd sitzend stärker und heldenhafter aussah.

Er erreichte das Dorf unterhalb des Gipfels schneller, als seine entsetzten Beobachter erwartet hätten.

Schweigend saß er ab, und niemand konnte erraten, was er wollte.

“Jagt die Männer, die ihr versteckt haltet, aus den Häusern!” befahl er den Bauern herrisch.

Diese verstummten voll Angst und Erwartung.

„Worauf wartet ihr?“ fügte er hinzu.

„Und wer sind denn Sie?“ fragte schließlich einer der Bauern zitternd.

„Ich bin der, der weiß, wer sich bei euch versteckt hält“, gab er schlagfertig zur Antwort.

„Wenn es nur nicht Verrat ist?“, begannen die Bauern untereinander zu flüstern.

„Es ist nicht das, was ihr meint“, reagierte er auf ihr Flüstern. „Karauliić“, rief er dann selbst.

Die Männer stiegen langsam vom Dachboden herunter.

„Schüttele das Stroh aus den Kleidern, du Held“, sagte er zu Karaulić, der als erster herunterstieg. „Es verfault sonst in deinem Schweiß.“

Karaulić versteckte seine Angst hinter Verlegenheit.

„Bist du es auch wirklich...?“ stotterte er. Währenddessen erschienen noch drei andere Männer unter dem Vordach.

„Ja, siehst du das etwa nicht? Frage ruhig weiter, wo ich war, was ich während so vieler Jahre getan habe.“

„Ja, wo bist du denn...?“ begann Karaulić also.

„Hier bin ich. Jetzt bin ich hier, und ich habe genauso wie du Stroh gefressen.“

Karaulić nahm sich zusammen. Sein rotes Gesicht erhielt allmählich die gewohnte Farbe zurück, und er trat auf ihn zu, um ihn zu umarmen

„Du bist ein richtiger Schlappschwanz, Karaulić, du hast dich wie ein Bär in der Höhle verkrochen. Du hättest mich in der Stadt erwarten sollen.“

„Wo kommst du her?“ riefen auch die anderen, als sie alle beisammen waren.

„Von Triest“, antwortete er grob. Sie wußten nicht einmal, wo das lag. „Und wo kommt ihr her?“

Sie hatten nichts derartig Klangvolles und Unbekanntes zu bieten.

„Und wo kommt ihr her?“ wiederholte er scharf, doch als er merkte, daß er zu brüsk gewesen war, fügte er hinzu:

„Wie geht es bei euch, ist alles in Ordnung? Seid ihr vollzählig?“

Sie schauten einander an und blickten dann auf seinen Orden.

Er bemerkte es, nahm den Orden ab und steckte ihn in die Tasche.

„Vielleicht ist der Orden für uns bestimmt“, dachte Karaulić und faßte gleich Hoffnung.

Als nun alle beisammen waren, befahl Karaulić: „Querfeldein in die Stadt!“

Sie stellten sich auf und zogen die Gurte fest. Wer hatte, der schnallte sich das glänzende Gewehr um, und sie marschierten in Richtung Stadt, ohne sich vorher von den Bauern zu verabschieden. Sie kamen vor ihm an, denn er hatte es nicht eilig. Er ritt gemächlich wie auf einem Spazierritt und als ob er absichtlich erst nach Anbruch der Dunkelheit ankommen wollte.

In Reih und Glied stehend warteten sie lange auf ihn. Als sie ihn am anderen Ende der Straße erblickten, wie er gleichsam ganz allein durch die leere Stadt schritt, sprang Karaulić auf ein hölzernes Podest, das man von irgendwoher gebracht hatte, und befahl:

„Bei 'Abteilung — marsch!' im Paradeschritt!“

Gleich darauf erschallte der Befehl. Wie eine einzige Masse setzten sich alle im Paradeschritt in Bewegung.

Sie rückten näher, als glitten sie auf Talg dahin, obwohl sie in Wirklichkeit stumpfsinnig und ungleichen Schrittes daherstampften.

Als es fast so aussah, als hätten sie ihn erreicht und der nächste Befehl Karaulić schon auf der Zunge lag, war er plötzlich verschwunden. Sie hatten zwar nicht gesehen, wie er verschwunden war, aber er war weg.

Sie wunderten sich und warteten auf einen Befehl von Karaulić.

"Links — schwenkt marsch!" brachte Karaulić schließlich hervor. Sie zogen ihre Parade auseinander und hofften, ihn abzufangen.

Kaum am Ziel angelangt, starteten sie sofort wieder, doch niemand war da.

Schließlich tauchte er auf.

"Was sind das für Dummheiten?" fragte er ruhig, woraufhin sie erstarrten. "Karaulić, hast du immer noch nicht genug Paraden gehabt?"

Als er merkte, daß er übereilt reagiert hatte, verbesserte er sich:

"Sind das etwa alle?" fragte er, aber auch mit dieser Frage erschreckte er Karaulić.

"Nein, es sind noch nicht alle", antwortete Karaulić verwirrt.

Er steckte den Orden weg, was Karaulić bemerkte.

"Sollen wir es lieber verschieben?" fragte Karaulić etwas sicherer.

"Was?" fragte auch er ganz ernst.

"Ja, ich meine... bis alle da sind", stammelte Karaulić.

"Wer soll noch kommen?"

10 "Vričić, Jerković, Bregović, Landeka, Brekalo..."

„Und Ećimović?“ unterbrach er die Aufzählung von Karaulić. Karaulić wurde nervös, denn es schien ihm, als ob er gar nicht zugehört hätte.

„Ećimović?“ fragte Karaulić nach, doch er wiederholte mit unveränderter Stimme:

„Ja. Ećimović.“

„Aber er ist doch zum Feind übergelaufen.“

„Zum Feind, sagst du?“

„Ja, schon lange.“

„Und wieso ist er nicht auf eurer Seite?“

„Er wollte nicht.“

„Er wollte nicht, sagst du. Es kann auch nicht jeder so wollen wie du, Karaulić. Aber jeder sollte wollen“, fügte er gleichsam besorgt hinzu, „vielleicht nicht wie du, aber... Er ist also nicht hier, sagst du?“

„Wahrscheinlich nicht.“

„Weißt du wenigstens, seit wann?“

„Seit 1942.“

„Seit 1942? Seit Stalingrad?“

„Ja, man erzählt, daß er dort gefallen sei.“

„Seit Stalingrad ist er also nicht mehr hier, stattdessen gibt es euch im Stroh, und ihr seid nur so viele, und nur ihr seid hier. Auserwählte!“

„Unser Bataillon, Genosse Matija, das wir 1941 sofort gebildet haben, dort in der Nähe der Stadt, unterhalb des Weißen Felsen.“

„Ihr habt es gebildet, sagst du?“

„Ja, das Bataillon.“

„Ihr habt das Bataillon gebildet — das Bataillon hat euch gebildet! Dort, unterhalb des Weißen Felsen.“

„Ja, Genosse Matija. Genau da“, sagte Karaulić und zeigte mit dem Arm in die Richtung.

„Und ihr seid die ganze Zeit hiergeblieben?“

„Ja, wir haben die Stadt verteidigt.“

„Ihr habt die Stadt verteidigt, sagst du?“

„Ja, die ganze Zeit.“

„Und die Dörfer?“

Karaulić erschrak, als er begriff, worauf Matija hinauswollte. Er vermied eine Antwort, wick Matijas vorwurfsvollem Blick aus und schaute zu Boden. Auch die übrigen Männer schwiegen, während sie die beiden beobachteten. So konnten alle außer Karaulić sehen, daß Matija den Orden herausholte, ihn mehrere Male in der Hand hin- und herdrehte und gegen die Sonne hielt, die schon lange von Westen her strahlte. Er sollte deutlich zu sehen sein.

Karaulić hatte den Eindruck, als sei sich Matija unschlüssig und hob den Blick, doch Matija steckte den Orden in die Tasche.

„Es sind eben nicht genug Mann da“, dachte Karaulić.

„Seid ihr vollzählig?“ fragte Matija, um das quälende Schweigen zu beenden.

„Wenn du bei uns gewesen wärest“, wick Karaulić einer Antwort aus, „dann wären wir sicher zahlreicher. Du weißt, wie sehr dich die Leute schätzten. Wir haben uns oft auf dich berufen, wenn es Schwierigkeiten gab.“

„Ach, das war doch nicht der Mühe wert“, winkte Matija gleichsam lustlos ab.

„So war es leichter für uns. Das Volk schenkte uns Glauben.“

12 „Es schenkte euch Glauben, sagst du?“

"Ja, blindlings."

"Tatsächlich blindlings?" fragte Matija wie überrascht.

"Alle folgten uns", milderte Karaulić ab.

"Alle folgten euch, sogar in euer Bataillon?"

"Ja, alle wie ein Mann", bestätigte Karaulić eilig.

"Aha, deswegen ist keiner da!" entgegnete Matija gleichsam niedergeschlagen, und Karaulić verstummte.

Sie beriefen später eine Versammlung ein.

Im großen, halbdunklen und verwahrlosten Saal des Kroatenheimes nahmen sie ihrer Rangfolge nach Platz. Karaulić, Lokvić und Kovačić setzten sich an den riesigen Tisch, um die Sitzung zu eröffnen.

Sie warteten auf Matija.

Als Matija unter der Tür erschien, erhoben sich alle zur Begrüßung, während ihm Karaulić entgegenkam, um ihm seinen Platz zu zeigen. Doch Matija ging an ihm vorbei, als würde er nicht begreifen und ließ sich hinten im Saal nieder.

Sie taten so, als hätten sie nichts bemerkt und gingen zur Tagesordnung über. Sie besprachen hauptsächlich ihren Kampf und dessen besondere Umstände und über den Empfang des Genossen Matija.

Ausführlich diskutierten sie den Empfang und hoben hervor, daß der Genosse Matija sie mit seiner unangemeldeten Ankunft überrascht hatte.

„Das war also der Empfang?“ fragte Matija.

„Ja, Genosse Matija“, sagten sie im Chor, „einfach, aber von Herzen.“

„Ach so.“

„Wir werden einen richtigen Empfang organisieren, wenn alle versammelt sind“, sagte Karaulić, da er be-

griff, daß sie mit ihrem Empfang Matija nicht in Begeisterung versetzt hatten.

„Ach so“, wiederholte Matija ungerührt und undurchschaubar, und sie machten mit der Tagesordnung weiter.

Sie erwähnten dabei wiederholt einen Orden, doch kein einziges Mal Matija oder seinen Orden. Sie wußten auch, wieviele Orden verteilt worden waren und wer sie für welche Taten verliehen hatte. Sie brachten sogar genaue Angaben, doch wie zum Trotz erwähnte Matija den Orden überhaupt nicht. Er griff zwar einige Male tief in die Tasche, streckte sich und starrte dabei zur Decke, doch zog er jedes Mal seine Uhr hervor. Also unterdrückten sie ihr Seufzen und machten weiter.

„Er hat es vergessen“, flüsterte Karaulić Lokvić zu.

„Das ist gut möglich, er war schon immer vergeßlich.“

„Vielleicht ist er verärgert“, sagte Kovačić.

„Vielleicht haben wir irgendwo einen Fehler gemacht“, flüsterte Karaulić Lokvić zu, und Lokvić sagte es Kovačić weiter.

„Vielleicht haben wir etwas versäumt“, entgegnete Kovačić.

Als Lokvić das an Karaulić weitergab, sagte dieser nach kurzem Überlegen:

„Vielleicht haben wir keinen Orden verdient. Er hat uns ausgelacht, als er uns im Stroh antraf, doch dies nicht weiter übelgenommen. Er muß sich verändert haben, denn schließlich hat er an allen Kämpfen teilgenommen. Als Vertrauensmann verkehrte er mit den Genossen aus dem ZK.“

Sie waren alle drei in ihr Flüstern vertieft, als Matija sie unterbrach:

„Seid ihr fertig?“ fragte er.

„Ja“, antworteten sie mißmutig.

„Gibt es was zu essen?“

„Gleich bringt unser Kontaktmann etwas aus dem Dorf.“

„Bringt er auch etwas ins Dorf?“

„Die Bauern borgen nicht, sondern schenken uns.“

„Aber sie erinnern sich.“

„Auch wir erinnern uns, Genosse Matija“, sagte Karaulić.

„In Ordnung, in Ordnung, aber man muß ja schließlich wissen, wer sich was über wen merkt und für wie lange?“ sagte Matija und erhob sich. Zusammen mit ihm standen auch alle anderen auf. Da er in der hintersten Reihe gesessen hatte, begann sich der Saal von hinten zu leeren, sodaß Karaulić, Lokvić und Kovačić alleine zurückblieben.

Sie wußten nicht, wie sie sich Matija nähern sollten. Sie erwogen dies und das, doch fiel ihnen nichts Besonderes ein. Außer Ehrfurcht und Bewunderung hatten sie nichts zu bieten. Dabei hätten sie ihm so gerne ihren Kampf und seine Bedingungen geschildert, um ihn zu veranlassen, ihnen auch zuzuhören, aber sie wußten nicht, wie sie es anfangen sollten.

Schließlich drängten sie ihn, die Macht in der Stadt zu übernehmen.

„Was soll ich mit eurer Stadt?“ entgegnete Matija unwillig, und so wechselten sie das Thema.

Ihre Angst wuchs, doch es gab kein Zurück.

„Dieser Cañon muß die Hölle gewesen sein“, sagte Karaulić. „Vielleicht ist er seitdem gestört.“

„Ja, drei Mal kehrte er zurück, um seine Kameraden zu retten“, fügte Lokvić hinzu.

„Auf diese Weise hat er auch seinen Kommandanten, ein Mitglied des ZK, gerettet“, sagte Kovačić. „Das hat ihn berühmt gemacht.“

„Deshalb hat er auch seinen Orden“, sagte Karaulić und unterdrückte einen Seufzer.

Sie verfolgten, natürlich jeder für sich selbst, wohin Matija ging und mit wem er sich traf. Sie erkundigten sich nach dem, was er über seinen Kampf erzählte, welche Leute und Schlachten er erwähnte, an welche Toten er sich erinnerte und was für Heldentaten er bewunderte.

Sie wurden dabei ohne Absicht zu seiner ständigen Begleitung, folgten seinen Spuren und behielten ihn immer im Auge.

Da sie ihm dicht auf den Fersen bleiben konnten, kümmerte er sich offenbar nicht um sie.

So beachtete er auch nicht, daß sie ihm folgten, als er sich einmal in die benachbarten Dörfer begab, die, fast unzugänglich unterhalb der Berggipfel gelegen, selten besucht wurden. Doch sie verrieten sich selbst.

„Genosse Matija, wir haben eine Leibwache für dich aufgestellt.“

„Eine Leibwache?“ fragte er, ohne seine Überraschung zu verbergen.

„Ja, eine Leibwache, Genosse Matija. Es gibt noch nicht durchgekämmte Gebiete.“

„Dann kämmt mal durch, worauf wartet ihr denn?“

„Ich meine, solange wir das Terrain noch nicht durchgekämmt haben... also eine Leibwache“, ließ Karaulić nicht locker.

„Dann soll doch die Leibwache durchkämmen. Kämmt und pudert, vielleicht gibt es noch Läuse in eurem Gebiet.“

„Aber es könnte dich jemand überfallen.“

„Mich?“ wunderte sich Matija und schaute Karaulić vorwurfsvoll an.

„Es gibt Banditen“, führte Karaulić weiter aus.

„Banditen, sagst du? Es gibt keinen Banditen, der es mit mir aufnehmen könnte.“

„Das ist egal, Genosse Matija. Wenn du nichts dagegen hast, so werden wir dich begleiten.“

„In Ordnung, Genossen aus dem Bataillon, aber in gebührendem Abstand!“

So machte er sich auf den Weg, als sei er ganz alleine, während sie ihm schweigend folgten.

„Wo ist das Dorf?“ fragte er sie, denn er hatte auf sie gewartet, bis sie ihn eingeholt hatten.

„Welches Dorf, Genosse Matija?“

„Welches Dorf?“ fragte er gleichsam ohne Ausdruck nach. „Ihr fragt, welches Dorf?“

„Es gab hier einige Dörfer, Genosse Matija. Wir wissen nicht, welches du meinst“.

„Ja, es gab hier einige Dörfer. Richtig, es gab sie.“

„Ein Verbrechen, Genosse Matija“, sagten sie, als sie begriffen, worauf er hinauswollte.

„Wer hat es begangen?“ fragte Matija leise, aber deutlich. Man sah, daß er erregt und traurig war.

„Die 'Prinz Eugen'“, sagte Karaulić. „Die Bauern wollten dich nicht verraten.“

„Mich?“

„Ja, dich, Genosse Matija. Die 'Prinz Eugen' suchte dich. Die Bauern kannten deine Spur, aber sie wollten dich nicht verraten.“

„Sie hätten es aber tun sollen“, sagte Matija, und Karaulić wurde nervös. „Wenn sie das gerettet hätte, dann hätten sie es tun sollen.“

Karaulić wurde rot und wußte nichts zu erwidern, doch Matija fuhr fort:

„Sowieso hätte diese 'Prinz Eugen' mich nicht erwischt.“

„Diese 'Prinz Eugen' war eine ganze Division, nicht nur ein Prinz“, bemerkte Karaulić wenig intelligent. Matija blickte ihn jedoch hart an, und so bemerkte Karaulić zum ersten Mal die starre Trauer auf Matijas Gesicht.

„Eine ganze Division, sagst du“, murmelte Matija und ging einige Schritte weiter.

„Ja, Genosse Matija. Drei Monate hatte sie hier Stellung bezogen.“

„Ja, ja, eine Division ist etwas anderes als ein Bataillon“, kommentierte Matija den Bericht von Karaulić, doch Karaulić verstand nicht, was er meinte.

„Hier lebten die Familien Tadić, Perković, Kolak, Numić...“, begann Matija leise aufzuzählen, ohne Karaulić dabei anzublicken.

„Auch die Familie Šarac“, sagte Karaulić.

„Ja, auch sie“, bestätigte Matija und gab Karaulić damit zu erkennen, daß er ihn gehört hatte, obwohl er schon ein ganzes Stück weitergegangen war. „Und niemand ist übriggeblieben?“

„Niemand. Sie wurden überrascht und konnten nirgendwohin fliehen. Sie hatten auch nichts, womit sie hätten Widerstand leisten können.“

„Ja, genau. Das Bataillon lag weit davon entfernt in Stellung und konnte nicht rechtzeitig anrücken?“ fügte Matija noch hinzu.

„Sie wollten sich nicht dem Bataillon anschließen, obwohl wir sie dazu aufgefordert hatten“, sagte Karaulić.

„Sie wollten nicht in das Bataillon, aber die Deutschen haben sie umgebracht! Was waren das denn für Leute?“

„Das frage ich mich auch“, atmete Karaulić auf. „Wir waren richtig überrascht, als wir davon erfuhren.“

„Ihr wart überrascht, sagst du!“

Sie kehrten schweigend in die Stadt zurück.

Matija grüßte schweigend die Menschen, die er kannte und die unerwartet von allen Seiten herbeikamen, als sie erfuhren, daß er zurückgekehrt war.

Das unbehagliche Schweigen dauerte an und wurde immer dichter um Matija, gleichgültig wohin er ging, bis sie ihn dann eines Tages baten, eine Rede zu halten.

„Eine Rede? wunderte sich Matija, und das war alles, was er dazu sagte.

„Ja, eine Rede, Genosse Matija“, ließ sich der Mann nicht abweisen.

„Für das Halten von Reden ist Genosse Karaulić zuständig“, sagte Matija gleichsam teilnahmslos.

„Wir möchten, daß du uns eine Rede hältst“, fuhr der Mann fort und bedeutete Matija, ihm zu folgen.

So führte er ihn zu einem Rednerpult, das man behelfsmäßig auf einem erhöhten steinernen Postament inmitten des Platzes errichtet hatte.

„Wir sind jetzt alle gleich“, donnerte Matija vom Rednerpult aus los, und die Menge wurde still.

„Ihr seid jetzt alle wie Genosse Karaulić“, erklärte er, als er begriff, daß die Leute ihn gar nicht verstanden hatten.

“Er könnte damit Volksfeinde aufwiegeln”, flüsterte Karaulić Lokvić zu, als ein allgemeines Raunen einsetzte.

“Wahrscheinlich weiß er das”, antwortete Lokvić scharfsinnig, und Karaulić biß sich auf die Zunge.

“Wir werden alle gleich sein, doch nur die, die keine Feinde sind”, sagten sie danach zu ihm. “Feinde können nicht wie die anderen gleich sein.”

“Und wo sind die Feinde?”

“Es gibt sie noch.”

“Und das Bataillon?”

“Im Bataillon sind alle Leute, die auf unserer Seite stehen, Genosse Matija”, sagten sie zu ihm.

“Alle, sagt ihr. Es gibt doch keine Feinde mehr, wenn alle auf eurer Seite stehen.”

Das irritierte Karaulić, aber er konnte nicht mehr zurück. Ein Gespräch mit Matija brachte Karaulić grundsätzlich in Verwirrung, doch es gab kein Ausweichen. So führte er hartnäckig das Gespräch weiter und war dabei bemüht, sich irgendwie aus der Affaire zu ziehen, doch Matija verstrickte ihn in undurchschaubare Verwicklungen, bis er nicht mehr vor noch zurück wußte.

“Genosse Matija, ich spreche von allen, die wir für uns gewonnen haben.”

“Ihr habt sie gewonnen, sagst du.”

“Ja, für unsere Seite.”

“Und was ist denn eure Seite?”

“Die Volksrevolution, Genosse Matija.”

“Die Volksrevolution, sagst du?”

“Ja, Genosse Matija, immer.”

“Ja und?”

“Ich meine...”

“Ist das hier das Volk, Genosse Karaulić? Sind diese Leute das Volk?”

“Ja, Genosse Matija.”

“Ja und?”

“Genosse Matija, wir haben immer für die Interessen des Volkes gekämpft.”

“Was sind denn das für Interessen?”

“Wir kennen sie, Genosse Matija. Die Interessen des Volkes sind auch unsere Interessen.”

“Möglich, nur müßte man wissen, ob eure Interessen auch die Interessen des Volkes sind. Mit dem Volk ist das so eine Sache, Karaulić. Das Volk hat immer irgendwelche anderen Interessen. Diese Interessen gilt es zu beachten. Andernfalls verrät das Volk uns und die Interessen. Dein Bataillon ist zu klein, um so viele Interessen zu schützen. Du mußt das Bataillon vergrößern. Was nun die verschiedenen Seiten betrifft, welche ist denn unsere und welche die andere Seite, gibt es noch eine dritte Seite, welche Seite hat welche Ziele, überzeugt sie oder nicht, welche Seite wird das Übergewicht bekommen?... Alles das muß man aufmerksam verfolgen.”

“Wir werden uns energisch gegen die anderen Seiten zu stellen wissen”, versicherte Karaulić hastig.

“Paß aber auf, daß du bei aller Hast nicht gegen irgendeine zehnte Seite kämpfst, während dir die andere Seite zwischen den Beinen hindurch entkommt. Was dann? Weiß du, Genosse Karaulić, unser Land ist klein, doch zersplittert, und wir haben viele Seiten. Es braucht eine lange Zeit, bis sich alles auf eine Seite einigt. Dein Bataillon kam nicht kreuz und quer im ganzen Land zum Einsatz und stieß nie mit fremden

Menschen zusammen; es hat weder Tod verschuldet noch Tod gebracht. Doch wer niemals dem Tod gegenübergestanden ist, der kennt unser Land nicht. Jetzt ist unser Land mit Tod gesättigt, mit dem Tod eigener wie fremder Menschen. Es ist schwer, im Tod die richtige Seite zu erkennen. Man könnte es so ausdrücken, daß der Tod immer nur allein die eine Seite ist. Ein Bataillon existiert doch nicht, um auf dieser Seite zu stehen, genausowenig wie eine Division. Jeder Soldat versucht, dem Tod zu entgehen, doch der Tod findet ihn. Dann sagen die Überlebenden: 'Der Ärmste, wäre er nur drei Schritte weiter weg gestanden....!' Jeder von uns hat nur einen solchen Kreis von drei Schritten Durchmesser für sich. Jenseits dieser Grenze von drei Schritten wartet der Tod. Drehe dich in diesem Kreis von drei Schritten, solange du nicht stolperst. Alles muß in diesen Kreis passen — Kampf, Heldentum, Ruhm, Unglück und eben auch deine Seite. Es gibt nicht mehr Platz für jeden. Wir sind zuviele, und jeder hat seine eigene Seite und auch seinen Tod, den er aufschieben und einen anderen erleiden lassen möchte. Bewahre dir deinen Kreis von drei Schritten und erweitere ihn nicht auf Kosten eines anderen Kreises."

Karaulić lauschte wie ein Junge, und Matija erschien ihm umso entfernter und unverständlicher, je länger er sprach. Matija bemerkte das und fragte daher:

"Habt ihr Nachrichten über Ećimović?"

"Nein, Genosse Matija, wir haben keine Nachrichten. Es könnte sich sowieso nur um die Nachricht von seinem Tod handeln."

Karaulić wußte nicht, daß sich die Neuigkeit über Ećimović schon verbreitet hatte. Sie hatte ihren Weg über die Ohren Auserwählter, durch offizielle Dokumente

und Rundschreiben, über Patrouillen und Spähtrupps genommen. Sie kam mit dem Wind.

Sie wußten nicht, was sie tun sollten.

„Laßt ihn nicht aus den Augen, geht ihm entgegen und haltet ihn auch später unter Beobachtung“, hieß es in der offiziellen Anordnung aus Zagreb.

„Ećimović kommt!“ teilten sie Matija mit, als wollten sie ihn auf die Probe stellen, doch eigentlich wollten sie insgeheim einen Rat von ihm.

„Wer hat euch das mitgeteilt?“

„Es wurde von oben gemeldet.“

„Von wem?“

„Von unterrichteten Kreisen.“

„Das sind Dummköpfe.“

Keiner von ihnen hätte das hören, geschweige denn aussprechen dürfen.

„Wir werden ihn verhaften“, sagten sie.

„Wen?“

„Ećimović.“

„Und wer soll das tun? fragte er, als sei er besorgt, und nippte am vollen Glas.

„Eine Patrouille wird ihn abfangen und verhaften.“

„Was für eine Patrouille?“

„Unsere. Sie steht bereit“, sagten sie entschlossen.

„So eine Patrouille habt ihr gar nicht“, erwiderte Matija kalt. „Ich wäre froh, wenn ihr sie hättet.“

Aus dem, was er sagte, konnten sie überhaupt nichts entnehmen, doch sie hätten seine Absicht gerne durchschaut. Sie wünschten sich, daß er mit der Patrouille ausrücken würde, und zwar an ihrer Spitze, doch keiner von ihnen wagte, ihm das vorzuschlagen.

Er verstand aber, was sie wollten und sagte:

“Wenn noch Krieg wäre, dann würde ich mich gerne mit ihm anlegen, aber jetzt ist das sinnlos geworden.”

Er ließ sie also im Ungewissen.

Sie mußten dem Befehl von oben Folge leisten, aber sie hatten Angst.

Matija erzählte ihnen ständig Geschichten über Ećimović, erwähnte ihn bei jeder Gelegenheit und tadelte sie, daß sie ihn nicht zurückgehalten und in das Bataillon eingegliedert hatten. So wußten sie eigentlich gar nicht, was Matija über Ećimović dachte. Sie fürchteten sich vor einem solchen Helden, aber sie mußten ihn aufhalten.

Sie riefen den Belagerungszustand aus, beorderten junge Milizsoldaten an alle Zufahrten, stellten sie in gleichen Abständen entlang den Straßen auf und schärfen ihnen ein, sich nicht von der Stelle zu rühren, solange kein Marschbefehl erteilt wurde.

Matija erfuhr, daß sie dort milchbärtige Buben, die eilends in den Dörfern zusammengetrommelt worden waren, einsetzten und kam, um zu protestieren. Erbost betrat er das Gebäude des OZNA, vorbei an den Wachposten, da diese die Liste der Leute, die nicht aufgehalten werden durften, auswendig kannten. Auf dieser Liste rangierte Matija ganz oben, noch weit vor Karaulić und Lokvić.

“Warum bist nicht du gegen Ećimović ausgerückt?” schrie er Dmitar, den Chef des OZNA, an.

“Ich koordine die Aktion.”

“Du hast Kinder dorthin beordert.”

“Dienstpflicht, Genosse Matija.”

“Sie wissen nicht einmal den Abzug zu betätigen, aber du schickst sie nach Stalingrad? So etwas hat es nur unter Hitler gegeben.”

Der Chef des OZNA blickte Matija mit unterdrückter Wut an und begann sich mit der Eiligkeit der Aktion herauszureden, doch Matija fiel ihm mit der Frage ins Wort:

“Wo sind Karaulić und Lokvić?”

“In ihren Büros.”

“Ruf sie her!”

Ohne Einwand zog der Chef des OZNA das Telefon heran und wählte die Nummer.

“Kommt sofort her”, sagte er halblaut, aber streng.

Kurz darauf kamen Lokvić und Karaulić atemlos an und waren sehr überrascht, Matija zu erblicken.

Matija legte los:

“Ihr schämt euch noch nicht einmal? Ich dachte, ihr könntet es kaum erwarten, daß dieser *Éćimović* käme. Wieviele hatten den Wunsch, sich mit ihm im Kampf zu messen, aber ihr verzieht auch in Mauselöcher, ins Stroh!”

Beim Stichwort Stroh blickten alle drei einander an.

Aus der Beobachtung, wer seinem Blick besser standhielt, schloß Matija, welcher von ihnen weniger Zeit im Stroh und dafür mehr Zeit im Kampf gegen Deutsche und Italiener verbracht hatte.

“Ihr habt Kinder losgeschickt”, fuhr Matija fort. *Éćimović* wird euch auslachen. Ich würde ihm selbst entgegenreten, wenn ich nicht sicher wüßte, daß er Kindern nichts zuleide tut. Doch so etwas macht er nicht. Vielleicht wird er die Kinder nur entwaffnen, sie nach Hause schicken und mit euren Gewehren die Stadt betreten. Was wollt ihr dann tun? Wißt ihr, warum ich den Orden angelegt habe?”

“Aber Genossé Matija, er ist dir verliehen worden; er steht dir zu.”

Einige Augenblicke lang schwieg Matija, während sie beobachteten, wie der Orden auf seiner Brust glänzte und die Sonne, die durchs Fester schien, wenn der Wind die Zweige bewegte, ihn von Zeit zu Zeit aufblitzen ließ.

"Warum?" wiederholte Matija seine Frage, und sie fuhren zusammen, als hätte er sie erschreckt.

"Wir wissen es nicht", sagten sie.

"Wenn Ećimović anfängt zu schießen, dann soll er zuerst mich auf's Korn nehmen, denn ein deutscher Soldat, der schießt, nimmt sich als erstes den General vor und wenn er Gefangene macht, bringt er sie vor ein Gericht. Es ist aber besser zu fallen, als vor ein deutsches Gericht zu kommen. Wollt ihr, daß er mich umbringt?"

"Nein, Genosse Matija!"

"Also?"

Karaulić und Lokvić sahen Dmitar an, während Matija fortfuhr:

"Mich wird er nicht umbringen können, aber was soll ich in einer leeren Stadt? Hätten die Russen so wie ihr gedacht, dann wäre Ećimović dort geblieben. Wieviele von uns sehnten sich nach diesem Stalingrad! Immer dann, wenn wir in Bedrängnis gerieten, dachten wir an unsere Kameraden bei Stalingrad und daran, wie sie alles ertragen hatten. Wir wollten wagen und uns bewähren, deshalb trugen wir Stalingrad immer in unseren Gedanken, auf unseren Lippen und in unseren Herzen. Ich hatte gedacht, daß ihr es genauso gehalten hättet."

"Ja, das haben wir, Genosse Matija. Wir wußten von Stalingrad, und Stalingrad war ein Begriff für uns."

“Worauf wartet ihr dann? Macht euch auf die Beine! Er kommt! Wenn er auf dem Rückzug sogar den Kessel um Stalingrad durchbrechen konnte und mit heiler Haut davongekommen ist, dann ist es nur eine Kleinigkeit für ihn, euren lächerlichen Hinterhalt, diese Kinderübung, aufzureiben, etwa so, wie ein Stier Stroh durcheinanderwirbeln würde. Ihr seid wohl nicht bei Sinnen!”

“Was sollen wir tun?”

“Soll ich euch das sagen?”

“Ja, Genosse Matija”, krächten alle drei laut.

“Also”, begann Matija, wobei er tiefe Nachdenklichkeit vorgab, “macht euch sofort auf den Weg quer durch die Felder ihm entgegen. Er soll euch schon von weitem sehen können. Legt keinen Hinterhalt, denn ihr könnt ihn sowieso nicht überraschen.”

“Wir müssen unsere Waffen holen.”

“Ich habe genug Waffen”, sagte Dmítar.

“Waffen? Welche Waffen?” wunderte sich Matija, doch konnte man an seinem Gesicht ablesen, daß er genau diese Reaktion von ihnen erwartet hatte.

“Wir müssen uns bewaffnen”, sagte Karaulić.

“Ećimović hat keine Waffen”, gab Matija kalt zurück.

“Er hat keine Waffen?” fragten sie überrascht nach.

“Er ist natürlich unbewaffnet”, fuhr Matija fort. “Habt ihr etwa angenommen, daß unsere Armee ihn bewaffnet passieren ließ? Welche Meinung habt ihr von unserer Armee?”

“Umso besser”, sagte Lokvić.

“Nichts da!” fuhr Matija ihn an. “Wir werden doch nicht bewaffnet gegen einen Gefangenen vorgehen?”

“Ich würde ihm nicht trauen”, sagte Dmítar.

„Ich schon“, antwortete Matija überzeugt. „Ich vertraue unseren Grenzposten, die ihn passieren ließen“, fügte er hinzu. „Er ist unbewaffnet.“

„Wie sollen wir also vorgehen?“ fragte Karaulić.

„Wir müssen ihn überwältigen“, sagte Matija, „und das wird schwierig.“

„Wir können das nicht ohne dich“, gab Karaulić zu.

„Ich kann keinen Gefangenen angreifen, denn ich bin ein richtiger Soldat.“

Karaulić zuckte zusammen und schaute zu Dmítar, der den Blick gesenkt hielt und teilnahmslos mit dem Bleistift auf den Tisch klopfte.

„Aber Éćimović hat den Waffenstillstand nicht unterschrieben“, sagte Lokvić.

„Das ändert nichts an der Lage, und außerdem ist es unwichtig. Wißt ihr aber, aus welcher Richtung er kommen wird, und wißt ihr überhaupt, wo Stalingrad liegt? Wo befindet sich der Ort, von dem Éćimović so sicher zurückkehrt, als wandere er durch ödes Land? Paßt nur auf, daß er nicht plötzlich die Stadt betritt, während ihr gar nicht da seid, und euch dann den Zutritt verwehrt! Ihr müßt euch immer vor Augen halten, daß er den Waffenstillstand nicht unterzeichnet hat und ihn unsere Probleme gar nichts angehen.“

Inzwischen wurde Éćimović gesichtet.

Sie erblickten ihn ganz unten am Ende der Straße, als ob die Straße hinter ihm zu Ende wäre, und er ging, als ob er sie in einem Knäuel um seine Füße aufwickeln und alles um sich herum hinter sich herschleppen würde, während vor ihm alles zu einem Nichts zusammenschrumpfte. Die Bäume erzitterten, wenn er vor den selten vorbeifahrenden Autos zum Straßenrand

hin auswich und sich mit seinen breiten Schultern in ihren Zweigen verfang.

Als sie gerade schießen wollten, schrie Matija:

“Halt! Seid ihr verrückt geworden? Ihr sollt ihm nur folgen. Der Krieg ist schon lange aus. Aber zeigt euch ihm, damit er nicht anfängt zu schießen.”

“Und was dann, Genosse Matija?”

“Zeigt ihm die Zähne, nicht die Gewehre.”

“Dann kommt er aber in die Stadt.”

“Genau.”

“Dann ist es zu spät.”

“Genau. Man hätte sich früher etwas einfallen lassen sollen.”

“Wie konnten wir darüber nachdenken, wenn er doch nach Stalingrad gegangen war?”

“Noch früher, man hätte über ihn noch viel früher nachdenken müssen.”

“Also, Genosse Matija, wir selbst führen ihn jetzt in die Stadt!”

“So ist es. Gott sei Dank, kapierst du auch mal etwas.”

“Und dann?”

“Dann wissen wir eben, daß er gekommen und in seine Stadt und in sein Land zurückgekehrt ist.”

“In sein Land”, sagte Karaulić angewidert wie zu sich selbst.

“Ja, er wurde bei uns geboren. Wir können nichts daran ändern”, schloß Matija.

“Das ist ja wie eine Strafe Gottes”, sagte Karaulić.

“Ja, wenn du daran glaubst.”

„Jetzt ist es also dahin gekommen, daß wir selbst ihn sogar mit einem Geleit in die Stadt führen, als sein Ehrenbataillon“, sagte Dmítar.

„Genau“, bestätigte Matija.

Sie sagten nichts mehr, denn Matija entkräftete sowieso alles, was ihnen einfiel, und so hatte ihr Gespräch keinen Sinn. Mit zu Boden gerichteten Gewehren folgten sie Éćimović in weitem Abstand wie ein richtiges Ehrengelait.

Ohne seinen Schritt zu verlangsamen oder sich umzusehen, begab sich Éćimović zu seinem Haus. Vor der Tür blieb er stehen und zog den Riegel zurück. Sie hörten nur, wie der Riegel quietschte und dumpf gegen die Holztür krachte und wie die Türe durchdringend knarrte, als er sie aufschob. Sie schauten noch zu, als er das Fenster öffnete, seinen großen Kopf und die breiten Schultern zwischen den geöffneten Läden hindurchzwängte und die Stadt betrachtete.

Dann gingen sie auseinander, weil Matija es so angeordnet hatte.

Als sie sich umblickten, sahen sie, wie Éćimović die Spinnweben in den Ecken zerriß, und sich aus ihnen befreite, wenn er sie mit dem Gewehr zerschlug.

„Wir müssen jetzt auf das russische Auslieferungsgesuch warten“, sagte Matija und ging seines Weges, ohne abzuwarten, was sie sagen würden.

Doch das russische Auslieferungsgesuch kam nicht.

Die Jahre vergingen. Sie machten Karriere, und es schien ihnen, daß sie Matijas Rang noch erreichen würden. Ećimović hatte sich an die ständige Begleitung und die Verdächtigungen gewöhnt, aber das russische Auslieferungsgesuch kam nicht. Als sie nach Zagreb fuhren, bemühten sie sich, über irgendwelche Beziehungen die Angelegenheit der Auslieferung in Bewegung zu bringen, doch gab man ihnen überall zu verstehen, daß diese Frage sehr heikel und man überdies nicht zuständig dafür sei.

Häufig drängten sie Matija, in die Verhaftung von Ećimović einzuwilligen, aber Matija winkte jedes Mal ab. Dabei lächelte er undurchdringlich, und so wußten sie nie, was er eigentlich dachte.

Dann wollten sie ihn überreden, die Auslieferungsfrage seinerseits in Bewegung zu bringen.

„Wie kann denn ich russische Fragen in Bewegung bringen?“ antwortete Matija mit einer Gegenfrage, und sie verstummten.

Da faßten sie selbständig einen Beschluß. Matija mußte nur davon unterrichtet werden.

„Genosse Matija, wir sind gekommen, um uns zu beraten.“

„Worüber?“

„Über die Angelegenheit von Ećimović.“

„Was haben wir denn damit zu schaffen?“

„Er muß ein für alle Mal von der Tagesordnung herunter.“

„Wer hat ihn überhaupt auf die Tagesordnung gesetzt?“

„Er muß verhaftet werden.“

„Warum?“

„Er diente in der feindlichen Armee.“

„Wo war er?“

„Bei den Deutschen.“

„Aber wo, in welchem Land?“

„In Stalingrad.“

„Habt ihr ihn dort gesehen?“

„Nein, aber...“

„Kein Aber! Habt ihr ihn dort gesehen oder nicht?“

„Er gibt damit an.“

„Er gibt an, sagt ihr. Ihr könnt doch nicht jemanden verhaften, nur weil er angibt. Ihr sagt doch selbst, daß er angibt.“

„Wir wissen bestimmt, daß er dort war.“

„Wer war noch dort?“

„Noch ein paar andere.“

„Dann verhaftet doch erst diese anderen.“

„Sie sind nicht aus unserem Landkreis.“

„Erst müssen die anderen, angefangen bei A nach dem ABC verhaftet werden. Auch beim Verhaften gibt es eine Ordnung, eine Hierarchie, nach der man sich richtet.“

“Aber Genosse Matija, die anderen sind gar nicht zurückgekehrt.”

“Sie sind nicht zurückgekehrt, sagt ihr. Wenn ihr dort gewesen wärt, dann wärt ihr auch nicht zurückgekehrt. Er gibt also doch an.”

“Wir hätten auf der russischen Seite gekämpft”, sagte Karaulić.

“Es ist schwierig, irgendwelche Seiten zu unterscheiden. Es war eine Hölle. Vielleicht war auch Ećimović mal auf der einen, mal auf der anderen Seite. Vielleicht weiß er selbst nicht genau, wie lange er auf der einen und wie lange er auf der anderen Seite kämpfte. Es war eine Flucht in alle Richtungen, wer gegen wen, wie und womit. Dazu Dunkelheit! Schnee und Eis! Frost! Ich meine, man müßte alles ganz genau wissen und dann abwägen, wie lange er auf der einen und dann auf der anderen Seite war, und wieviele Kugeln er von der einen auf die andere Seite abgefeuert hat und dann wiederum von der anderen Seite in umgekehrte Richtung. Bestimmt weiß das nicht einmal er selbst. Man wird es noch lange nicht wissen und kann das auch gar nicht wissen. Doch um Anklage zu erheben, braucht man die vollständige Aufnahme des ganzen Gebietes. Die Russen haben sie wahrscheinlich selbst noch nicht und schicken deswegen auch kein Auslieferungsgesuch. Ihr könnt aber unbesorgt sein, denn wenn sie alle Informationen zu beiden Seiten gesammelt und beurteilt haben, welche der Seiten überwiegend gegen sie gekämpft hat, dann kommt ein gezieltes Auslieferungsgesuch. Dann schicken sie einen Steckbrief. Die Russen spaßen nicht, wenn es um ihre Haut geht, das wißt ihr selber.”

“Aber Genosse Matija, warum sollten wir das nicht vor dem Auslieferungsgesuch erledigen? Ećimović ist eigensinnig in einer deutschen Uniform zurückgekehrt.”

“Ach so? Bravo!” machte Matija, und es schien ihnen schon, als wollte er seine Meinung zu Ećimović ändern und daß sie ihn zu seiner Verhaftung überreden könnten. “Bravo! Also hat er doch mit diesen Deutschen angegeben. Auch du”, und hier schaute er Karaulić direkt in die Augen, “hättest, wenn dein Bataillon einmal einen SS-Mann erwischt hätte, ich meine, wenn du die Gelegenheit dazu gehabt hättest, den Mann bei lebendigem Leibe gehäutet. Ich glaube, du hättest ihm die Uniform vom Leibe gerissen und dich selbst wie einen General gekleidet. So eine Generalsuniform fasziniert eben, seien wir doch ganz objektiv. Jeder Soldat träumt von ihr.”

“Aber er träumt nicht von der feindlichen Uniform.”

“Er träumt von ihr als Trophäe.”

“Genosse Matija, du bist also dagegen?”

“Wogegen?”

“Gegen die Verhaftung von Ećimović.”

“Nein, ich bin weder dafür noch dagegen, ich bin für Besonnenheit. Wie wollt ihr Ećimović eigentlich verhaften?”

“Das Dossier aus Zagreb ist angekommen.”

“Aus Zagreb”, wunderte sich Matija, und sie schöpften Hoffnung. “Ein Dossier über Stalingrad aus Zagreb. Interessant!”

“Alles steht darin, Genosse Matija.”

“Alles, sagt Ihr.”

“Ja.”

“Also gut, aber unter einer Bedingung.”

“Nenne sie, Genosse Matija.”

“Ich schaue zu. Wenn ihr es schafft, ihn zu verhaften, dann sperrt ihn ein. Ist das ein ehrliches Angebot?”

“In Ordnung, Genosse Matija.”

“Aber nicht in seinem Haus”, hob Matija den Zeigefinger, als wollte er drohen. “Auch nicht im Café oder auf der Straße...”

“Aber wo sollen wir ihn überraschen?”

“Überraschen? Seid ihr verrückt geworden? Ihr wollt ihn hinterrücks überfallen?”

“Nein, nicht hinterrücks, Genosse Matija”, schaltete sich Dmítar ein. “Mit einem Haftbefehl. Wir werden bei ihm anklopfen.”

“Und wenn er nicht öffnet?”

“Er muß der Staatsgewalt öffnen.”

“Doch wenn er die Staatsgewalt nicht anerkennt und das Feuer eröffnet und ihr ums Leben kommt?”

“Das wagt er nicht”, sagte Karaulić.

“Das wagt er nicht? Vor wem hat er denn Angst? Ihr sagt doch selbst, daß er in Stalingrad war. Vor wem haben die Angst, die in Stalingrad waren und zurückgekehrt sind? Vor wem wohl, frage ich euch, etwa vor dir, vor ihm, vor mir?” überstürzten sich Matijas Worte, während er von einem auf den anderen zeigte.

“Vor unserer Staatsgewalt”, sagte Karaulić.

“Mit unserer Staatsgewalt ist er immer noch im Kriegszustand. Behaltet das im Auge.”

“Dann erklären wir ihm den Krieg”, sagte Dmítar.

“Paßt auf, daß ihr ihn nicht verliert. Die Russen sind nicht mit ihm fertig geworden.”

“Wir haben keine andere Wahl, Genosse Matija”, sagte Lokvić versöhnlich.

“Doch, in solchen Fällen gibt es immer noch eine Wahl, die Diplomatie.”

„Was für eine Diplomatie, wenn er uns ständig ausweicht?“

„Wirklich, Genosse Matija, vor unseren Leuten läuft er immer hundert Meter weit davon. Bisher konnte sich ihm niemand anderer außer dir nähern.“

„Jetzt habe ich es“, tat Matija begeistert, „ihr könnt über meine Vermittlung Verhandlungen mit ihm führen.“

„Wir wollen keine Verhandlungen“, kam es bestimmt von Karaulić. „Mit Verrätern wird nicht verhandelt.“

„Ich denke an keine Versöhnung“, gab Matija nach, „sondern an eine Verabredung zum Kampf. Sagt ihm über mich den Kampf an. Das ist die demokratischste Form der Kommunikation mit dem Feind. Es bedeutet weder Rückzug noch Nachgeben.“

„Bravo, Genosse Matija!“ beeilten sich alle drei, laut zu versichern, doch Matija brachte sie mit der wohlbekannten Handbewegung zum Schweigen.

„Sachte, sachte, ich habe noch nicht alles gesagt. Wir werden also einen Wettbewerb im Schießen veranstalten, die einen gegen die anderen, ihr gegen Ećimović. Das ist vom juristischen Standpunkt aus in Ordnung. Wir werden alles so arrangieren, wie es die Regel vorschreibt, mit Eröffnung, Rede, Zuschauern, Bajonetten... und wer gegen wen!“

Genauso fand es statt.

Früh am Morgen begaben sie sich in den nahegelegenen Wald. Sie stiegen bis zu der Lichtung empor, von der aus man die ganze Stadt wie auf einer Handfläche überblicken und jedes Dach und jeden Schornstein unterscheiden konnte. Trotzdem lag der Ort so verborgen, daß sie dort niemand entdecken würde.

40 „Nun entscheide, Genosse Matija“, sagte Karaulić.

Zum ersten Mal wunderte sich Matija über die Entschlossenheit von Karaulić.

„Gebt ihm ein Gewehr“, sagte Matija und deutete auf Ećimović.

Karaulić reichte Matija das Gewehr.

Matija wog das Gewehr in der Hand, sah in den Lauf und entscherte. -

„In Ordnung“, sagte er und warf das Gewehr Ećimović zu, der sich in die Luft schwang und das Gewehr im Fluge griff.

„Alle her zu mir!“ befahl Matija.

Sie rannten zu ihm.

„Zieht“, sagte Matija und streckte die Hand aus. In der geballten Faust hielt er zwei Holzstäbchen.

„Karaulić, du hast eine glückliche Hand, zieh als erster.“

Karaulić zog ein Stäbchen und hielt es gegen die Sonne.

Inzwischen hatte auch Ećimović sein Stäbchen gezogen und blickte Matija betrübt an, als er begriff, daß er das längere gewählt hatte.

„Das kürzere Stäbchen hat den ersten Schuß“, sagte Matija.

„Und jetzt entfernt sich jeder vom anderen auf hundert Schritt“, befahl Matija und trat zur Seite.

Sie entfernten sich voneinander, jeder in seine Richtung, so schnell er konnte.

Ećimović machte größere Schritte, aber Karaulić verschwand als erster im Wald.

„Feuer!“ befahl Matija.

Niemand schoß.

„Feuer!“

Stille.

"Feuer, Karaulić, Stalingrad ist in deiner Hand!"

Kein Schuß fiel.

"Karaulić, ich befehle dir zu schießen."

Trotzdem keine Reaktion.

"Lokvić, zum Sturm auf Stalingrad!"

"Nach dem Genossen Karaulić, Genosse Matija", antwortete Lokvić.

"In Ordnung. Kovačiiić!"

"Nach dem Genossen Lokvić."

"In Ordnung. Dmitar, zum Sturm auf Stalingrad!"

"Ich bin der vierte. Die Volkspolizei kommt erst nach der Befreiung des Territoriums."

"In Ordnung. Ećimoviiić", hob Matija die Stimme. "Stalingraaad!"

Wie ein verschlafener Riese tauchte Ećimović aus dem Wald auf, aber Matija hob die Hand.

"Warte noch", befahl er Ećimović, wandte sich an die drei anderen und zeigte auf Ećimović, "da habt ihr ihn! Zeichnet euch aus! Macht euch verdient! Eigens für euch verlängere ich hier den Krieg, trotz des Waffenstillstandes, trotz Žukov und Eisenhower, ja sogar trotz Tito! Was wollt ihr mehr? Verhaften ist leicht! Doch der Weg führt zuerst durch Stalingrad. Nicht einmal ich bin durch Stalingrad gegangen. Bewährt euch! Worauf wartet ihr? Hier habt ihr euer Stalingrad! Endlich! Ein Orden wartet auf euch."

Sie blickten zu Boden. Ećimović bemerkte das und sagte:

42 "Schießt, ihr habt den ersten Schuß."

Sie standen beschämt wie Kinder da. Zum Glück für sie hatte Matija die Schaulustigen verjagt, die gekommen waren, als der Wettbewerb bekanntgeworden war.

“Karaulić, kannst du überhaupt schießen?” fragte Matija spöttisch. “Soll ich vielleicht mal?”

Keine Reaktion.

“Schießt, ich ergebe mich nicht kampflös”, sagte Ećimović.

“Karaulić, seid doch vernünftig. Ihr habt die Chance”, begann ihnen Matija gut zuzureden, “ihr habt die Chance, stärker als die Russen zu sein. Wer hat diese Chance jemals bekommen? Ihr braucht sie auch, und er gibt sie euch. Den Russen hat er keine Chance gegeben. Er hat nicht im Schützengraben auf sie gewartet. Sie haben ihn verfolgt, und viele sind auf der Jagd nach ihm umgekommen. Vor euch flieht er nicht.”

Schweigen.

Auf dem Gipfel fiel ein Schuß. Ećimović zuckte nicht mal mit der Wimper.

“Der Förster schießt, aber ihr traut euch nicht”, sagte Matija, als sei er beleidigt. “Ećimović, du bist jetzt dran.”

“Ich mache das auf russisch”, sagte Ećimović und schnellte wie ein Kreisel herum. Sie sahen gerade noch, wie er durch das Gras auf sie zuobbbte und konnten weder davonlaufen noch überhaupt eine Bewegung machen. Im Nu hatte Ećimović Karaulić wie ein Kind entwaffnet, schnallte denen, die keine Gewehre hatten, die Pistolen ab, nahm die Patronen heraus, riß die Dienstabzeichen herunter und warf alles ins Gras. Dann gab er jedem einen Fußtritt in den Hintern, wobei deutlich zu sehen war, daß er darin Übung hatte. Dann pfliff er.

„Feuer!“ schrie er.

Dann ergriff er die Flucht in Richtung Wald und begann aus allen Läufen zu schießen, als hätte er ebensoviele Hände.

Matija aber erstickte fast vor Lachen und brachte deshalb kein Wort hervor.

Karaulić, Lokvić, Kovačić und Dmítar ließen sich tagelang nicht mehr bei Matija blicken. Wenn sie ihn in der Stadt von weitem sahen, dann beschleunigten sie ihren Schritt und taten, als wären sie in ein wichtiges, geheimes Gespräch vertieft, bis sie an ihm vorbeiwaren. Matija sprach sie von sich aus auch nicht an. Er hatte niemandem von dem Wettkampf erzählt und Ećimović gebeten, Stillschweigen darüber zu wahren. So war nichts bekanntgeworden.

„Es ist am besten, wir schweigen darüber“, sagte Matija zu Ećimović, und sie begaben sich in die Kneipe.

„Ich habe Angst“, sagte Ećimović zu ihm.

„Vor wem?, fragte Matija verwundert und hob das Glas, um anzustoßen.

„Sie sind jetzt noch viel mehr gegen mich.“

„Ich bin für immer gegen sie“, sagte Matija und nahm einen ersten Schluck.

„Du hast leicht reden, du bist ein Held.“

„Du etwa nicht?“ fragte Matija ernst und hielt dabei Ećimovićs erstaunten Blick fest.

„Meine Taten zählen nicht“, sagte Ećimović schließlich und senkte den Blick.

„Von jetzt an zählen sie, zumindest in unserem Landkreis.“

“Meinst du das wirklich?”

“Was denn sonst? Hast du ihnen etwa keine Chance gegeben? Warum haben sie dich nicht gefangengenommen?”

“Aber...”, warf Ćimović ein.

“Kein Aber, Genosse Ćimović”, unterbrach ihn Matija. Ćimović merkte, daß ihn hier zum ersten Mal in seinem Leben jemand mit Genosse ansprach, was ihm gefiel. “Kein Aber! Sie haben doch eine Chance bekommen wie sonst niemand während des Krieges, sei es von Pearl Harbour bis zur Stadt oder über Stalingrad, Berlin, die Neretva und Sutjeska bis zur Normandie! Was können sie noch wollen? Für sie alleine habe ich den Krieg bis heute verlängert, doch das hat auch nichts geholfen. Sie können nicht einmal im Frieden etwas auf die Beine stellen, geschweige denn im Krieg. Sie sind eben nicht für den Krieg geschaffen. Im Jahr 1941 habe ich sie alle ohne Ausnahme zu den Waffen gerufen, doch sie haben sich herausgeredet, man müsse abwarten, es sei noch nicht so weit, man habe Kinder, sodaß alles irgendwie unbestimmt blieb. Auch ich hatte Kinder und ließ eines davon unter ihrer Obhut zurück. Wo ist es jetzt? Sie sprechen von dieser ‘Prinz Eugen’, als sei sie ein Schreckgespenst gewesen. Ich habe auch den Vormarsch der ‘Prinz Eugen’ gestoppt, während sie im Stroh hockten. Von meinem Mate ist nicht einmal ein Häufchen Asche übriggeblieben. Wenigstens weiß ich, was mit Stjepan geschah. Ich weiß, wo sein Grab liegt, nur ich kenne den Ort und sonst niemand. Nur ich allein weiß, wie mein Stjepan ums Leben kam, und niemand sonst wird das jemals erfahren. Niemand darf es erfahren, denn der Mensch erinnert sich alleine und nur um seiner selbst willen. Erinnerung ist nicht mitteilbar, und ich habe sowieso niemanden. Doch die Erinnerung mit jemandem zu

teilen, mit dem man das eigentlich nicht kann, macht alles noch schwerer zu ertragen. Deshalb erinnere ich mich."

Éćimović sah ihn ohne Ausdruck an und trank sein Glas schneller als sonst leer, um nichts sagen zu müssen. Eine unbestimmte Angst vor Matija ergriff ihn. Er kannte ihn so nicht aus jener Zeit, in der sie noch gleich waren, als sie einander vor dem Krieg oft ohne besonderen Anlaß trafen, als ob sie ein sie beide betreffendes Unglück vorausahnten und an einer unbekannten und unbestimmten Angst litten, die in der Luft, im Wind und in der Seele eines jeden von ihnen immer stärker wurde. Sie schämten sich, dieses Gefühl, das sie bei den anderen nicht bemerkten, auszusprechen. So erwarteten sie bei täglichen Saufereien das, was geschehen mußte, je früher, desto besser. Dabei kamen sie einander näher, und jeder von ihnen blieb dem anderen als Zeichen der Zeit und Bote des Unglückes, vor dem es kein Entkommen mehr gab, in Erinnerung.

Aber jetzt, nach so kurzer Zeit, doch soviel Unglück und Tod, nachdem sie alle beide dem Unglück entkommen sind und alles überlebt und überstanden haben, sitzen sie genauso wieder in derselben Kneipe am selben Tisch, doch sie sind zu anderen Menschen geworden. Gerne wären sie wieder so wie früher gewesen, doch vergebens, da sie sich erinnern. Jeder hat seine eigenen Erinnerungen, und sie können deshalb einander nicht näherkommen. Zwischen ihnen türmen sich so viele Hindernisse und nicht miteinander vereinbare Einsichten, daß es unerträglich ist, weshalb sie trinken und sich in jene Zeiten zurückversetzen, als alles noch ungeschehen war, als sie noch unbeschwerte, abenteuerlustige junge Männer waren und ihre Gespräche alltäglich, naiv, ohne Angst, Drohung, Verdacht und Schuldbekennntnis verliefen.

„Aber sie sind jetzt die Staatsgewalt“, sagte Ećimović, um das Schweigen zu beenden.

„Ja“, sagte Matija laut, doch gleichsam spöttisch und nahm wieder einen Schluck. „Ja, eine mächtige.“

„Ich habe Angst“, gab Ećimović zu.

„Angst?“ wunderte sich Matija, setzte das Glas ab und betrachtete den beunruhigten Ećimović. „Meinst du das im Ernst?“

„Ja, sie lassen mir ausrichten, daß sie mich verhaften werden.“

„Dich?“

„Du findest das lächerlich, aber sie lassen mir das ständig über Andrija ausrichten.“

„Das ist doch der Zeitungsverkäufer?“

„Er trägt auch die Post aus“, sagte Ećimović.

„Dann richte über ihn doch auch etwas aus. Er ist ein gewissenhafter Mensch, der nichts hinzufügt oder wegläßt.“

„Im Ernst?“

„Ja. Laß ihnen ausrichten, daß du es mit gleicher Münze heimzahlen wirst.“

„Matija, wie soll ich das denn machen?“

„Warum sollst du nicht können, was sie können?“

„Sie sind die Sieger.“

„Nein“, sagte Matija bestimmt. „Sie haben den Krieg überlebt. Das ist ein Unterschied. Du bist der Sieger, aber das zählt hier nicht. Sie sind nur deshalb Sieger, weil sie überlebt haben, aber nicht weil sie jemanden besiegt hätten. Es steht also eins zu eins mit euch.“

„Sie behaupten, daß die russische Forderung jeden Moment eintreffen mußte.“

“Stimmt”, sagte Matija und wurde nachdenklich, während ihn Ećimović ängstlich anblickte. “Da haben sie recht. Die russische Forderung müßte jeden Moment eintreffen.”

6

Die russische Forderung traf ein.

Sie betraf aber nicht Écimović.

1948 ging es los.

"Es liegt etwas in der Luft", sagte Écimović und bestellte zu trinken.

"Ja", antwortete Matija ungerührt.

"Wollen wir mal wieder?" fuhr Écimović fort und zwinkerte verschwörerisch, doch Matija sah ihn scheel an und nahm sein Glas.

"Nein", sagte er, "diesmal sind du und ich nicht an der Reihe."

"Aber wer ist da gegen wen?"

"Das kannst du nicht verstehen, denn es betrifft dich sowieso nicht. Du hast deine Aufgabe erfüllt."

"Und du?"

"Vielleicht raffe ich mich noch einmal auf, doch dann gibt es kein Zurück mehr."

In diesem Moment stürmten Karaulić, Lokvić und Dmi-tar in die Kneipe.

"Genosse Matija, würdest du bitte eine Erklärung abgeben?"

"Eine Erklärung worüber, Genossen Führer?"

"Bist du für Stalin oder für Ti..."

“Ich bin für dich”, sagte Matija, noch bevor sie ausgere-
det hatten. “Für dich”, fügte er hinzu und klopfte
Karaulić wie einem jungen Burschen auf die Schulter.
“Du weißt, ich bin für dich.”

Dann erhob er sich.

“Genossen, Leute, Freunde, Kämpfer und alle ande-
ren, schließt die Reihen um Karaulić und Lokvić, bevor
sie die Reihen um euch schließen.”

Die ganze Kneipe verstummte. Alle Augen richteten
sich auf Matija.

Matija schaute Karaulić, Lokvić und Dmtar an. Sie
ertrugen seinen Blick nicht und fragten:

“Was sollen wir mit ihm machen?” und zeigten auf
Éćimović.

“Was habt ihr denn mit ihm zu schaffen?” tat Matija
erstaunt. “Diesmal interessieren sich die Russen nicht
für ihn, sondern für euch. Ihr wolltet doch eine russi-
sche Forderung. Da habt ihr sie. Ist es so in Ordnung?
Seid ihr zufrieden?”

“Genosse Matija, es handelt sich hier um wichtige
Fragen.”

“Ich weiß”, sagte Matija kalt. “Ich weiß, daß die Russen
diesmal nur euch drei fordern. Sie wissen, daß nur ihr
drei den Sozialismus in unserem Landkreis verwirk-
licht habt.”

“Genosse Matija, sie fordern uns alle.”

“Uns alle, sagst du. Auch gut. Wenn sie nach mir fragen
sollten, dann richte ihnen aus, daß mich Éćimović ver-
teidigt, den sie doch gut kennen. Es ginge aber auch
anders. Ihr könntet ihnen Éćimović an eurer Statt an-
bieten. Paßt aber gut auf, daß sie ihn auch nehmen und
daß sie ihn ergreifen können. Vielleicht können sie das
mit eurer Hilfe schaffen.”

Ohne ein Wort machten sie auf dem Absatz kehrt. Als sie schon unter der Tür waren, rief Matija ihnen nach: "Morgen will ich alle Leute auf dem Platz versammelt sehen. Ich halte eine Rede."

Am nächsten Tag waren alle, sogar die Kinder, auf dem Platz versammelt.

Die Kinder kannten Matija schon, denn er verteilte Bonbons und spendierte ihnen zu trinken. Die Lehrer machten ihm Vorhaltungen, daß es unpädagogisch sei, Kinder schon von klein auf an die Kneipe zu gewöhnen.

"Sie sollen es beizeiten lernen. Pädagogik vergeht, aber Kneipen bleiben."

Kein Lehrer hätte sich Matija widersetzt, und deshalb brachten sie die Kinder zur Versammlung mit.

Als Matija die Rednerbühne bestieg, ging ein Raunen durch die Menge.

"Ist er das?" war ein Flüstern von Ohr zu Ohr zu hören.

"Ja, sei still."

"Der aus der Kneipe?"

"Genau."

"Was hat er denn zu sagen?"

"Er ist der Chef, sei still."

"Und der andere?"

"Er kämpfte auf der Gegenseite."

"Und die Führer?"

"Heute wird nicht geführt, sondern erklärt. Sei still!"

Unterdessen donnerte Matija los:

"Seid ihr alle versammelt?"

"Ja!" brüllte die Menge zurück.

"Ich kenne nicht alle von euch. Seid ihr ebensoviele wie gestern?"

„Ja.“

„Ihr müßt ganz genauso viele sein, wie gestern Nacht zu Bett gegangen sind, habt ihr verstanden? Ihr dürft nicht weniger sein. Heute und in Zukunft müßt ihr viele sein, noch zahlreicher als jetzt, doch das steht vorerst nicht in eurer Macht. Haltet zusammen, so eng wie möglich, nehmt euch am besten an den Händen. Achtet auf die Kinder, und wer keine hat, der soll welche zeugen, denn sie sind das Beste, was wir haben.“

„Was redet er da?“ hörte man es durch die Menge gehen.

„Er hat ganz recht, sei still.“

„Er ist besoffen“, kam als Antwort aus einer anderen Richtung.

„Nein, er ist gewitzt.“

„Er sagt gar nichts über Stalin.“

„Frage ihn doch.“

„Ich bin doch nicht verrückt!“

„Er auch nicht.“

„Du verstehst also, was er meint.“

Doch Matija setzte wieder zum Sprechen an, als habe er das Raunen der Menge verstanden.

„Was nun Stalin angeht, so ist er weit weg von uns. Er ist also ein entfernter Stalin. Wir haben jedoch Angst vor den Stalins bei uns. Es gibt hier eine Menge von Leuten, die den entfernten starken Stalin noch überreffen möchten. Vor diesen Leuten müßt ihr euch fürchten. Jagt sie aus dem Haus, wenn sie zu euch kommen, und das könnte noch heute Nacht geschehen. Laßt euch also nicht überrumpeln.“

Doch auch diese Stalins sind nicht ganz so böse, wie man ihnen nachsägt oder wie sie selber denken. Ihr

wißt doch, daß auch der große Stalin nur ein schwaches Menschlein ist, aber vergeßt nicht, daß er böse ist. Wer immer euch daher ungebeten besucht und Stalin erwähnt... raus mit ihm! Ihr seid niemals für diesen Stalin gewesen und habt ihn nie in unser Land gerufen. Wer ihn gerufen hat, der hat euch nicht gefragt und soll ihn jetzt selbst wieder hinausbefördern. Jetzt kann er euch fragen, wenn er ihn hinauswirft. Hätte er euch gleich gefragt, noch bevor er ihn in unser Land rief, dann hättet ihr ihm schon gesagt, daß er das bleiben lassen solle. Aber euch hat ja keiner gefragt, und solange ihr nicht gefragt wurdet, konntet ihr auch nicht antworten. Aber heute könnt und dürft ihr es, dessen versichere ich euch. Kehrt an eure Arbeit zurück und arbeitet wie vorher, ich meine, wie vor Stalin, als hätte es ihn gar nicht gegeben."

"Und was wird aus den Genossenschaften?" fragte jemand, der Matija verstanden hatte.

"Aus welchen Genossenschaften?" griff Matija den Einwurf auf.

"Sie haben Genossenschaften eingerichtet und unser Land beackert."

"Wer hat das getan?"

"Genosse Karaulić", sagte der Mann.

"Er pflügt nur oberflächlich. Wer noch?"

"Auch Lokvić", meldete sich eine andere Stimme aus der Menge.

"Wo er pflügt, da entsteht eine Pfütze. Wer noch?"

"Und Dmitar", sagte eine dritter, "seine Leute hielten Wache, als man unsere Grenzlinien umpflügte."

"Jetzt werden sie Wache halten, wenn man die Grenzen wieder zieht. Sie werden euch helfen. Ihr habt

doch ein gutes Gedächtnis und wißt, welche Felder wem gehören."

"Natürlich!" brüllte die Menge. Erst jetzt konnte man erkennen, daß sie zum überwiegenden Teil aus Bauern bestand. "Wie sollten wir das nicht wissen, wenn jeder es weiß!" schrien viele von ihnen.

"Also", sagte Matija abschließend, "wo liegt das Problem? Geht auf eure Äcker und pflanzt Büsche, denn es ist noch Frühling. Bis zum Herbst sind dann eure Felder wie früher. Gibt es weitere Probleme?"

"Wenn das so ist, dann nicht."

"Na also, wohl bekomm's", sagte Matija und stieg in die Menge hinunter.

"Ein wahrer Matija", sagte ein Bauer

"Ein Gubec", fügte ein zweiter hinzu.

"Oder ein Ivanić", meldete sich ein dritter von irgendwoher zu Wort, woran man sah, daß die Leute im weiten Umkreis der Unterhaltung folgten.

"Es ist Matija der Dritte", sagte ein alter Mann, als er sich der Gruppe der Sprechenden anschloß. "Drei Matijas in einem Gedächtnis", fügte er hinzu. "Dagegen kann selbst Stalin nichts ausrichten."

"Wenn wir also gegen Stalin sind, dann heißt das nicht, daß wir auch gegen den Sozialismus sind, Genosse Matija", sagten Karaulić, Lokvić und Dmitar zu Matija, den sie in das Gemeindehaus gebeten hatten.

"Richtig", sagte Matija.

"Die Bauern mähen mit der Sichel das Genossenschaftsgetreide", sagten sie.

"Das Genossenschaftsgetreide, sagt ihr."

"Ja, Genosse Matija, und sie behaupten, daß du es ihnen erlaubt hättest."

„Das behaupten sie, sagt ihr.“

„Ja, Genosse Matija. Sie berufen sich auf dich.“

„Bauern sind eben gerissene Leute, mit denen man vorsichtig sein muß. Wer bin ich denn, daß sie mir gehorchten?“

„Aber jeder mäht auf seinem Acker.“

„Auf seinem Acker oder auf dem der Genossenschaft?“

„Auf seinem Acker, Genosse Matija, aber der Acker gehört zur Genossenschaft. In einer Genossenschaft gibt es kein Privateigentum.“

„Das stimmt, richtig. In einer Genossenschaft gibt es das nicht.“

„Was sollen wir also tun, wie lösen wir das Problem?“

„Ganz einfach. Die Genossenschaft mäht ihr Getreide, und die Bauern mähen ihr eigenes Getreide.“

„Die Bauern sind aber die Genossenschaft, Genosse Matija. Es gibt keine andere Genossenschaft“, sagten sie.

„Dann gibt es doch gar kein Problem“, sagte Matija.

„Die Bauern mähen das Genossenschaftsgetreide als ihr eigenes Getreide. Genau das wollten wir doch.“

„Das überschreitet aber die von der Ideologie gesetzte Grenze.“

„Nein, umgekehrt“, gab Matija zurück. „Auch Getreide kann eine ideologische Grenze sein. Das Getreide der Bauern gegenüber dem Getreide der Genossenschaft ist die richtige Grenze.“

„Aber Genosse Matija, ohne Bauern gibt es keine Genossenschaft.“

„Gibt es aber Bauern ohne Genossenschaft?“ drehte Matija den Spieß herum.

„Ja nun“, stotterte Karaulić, „das wäre immerhin möglich.“

„Dann soll doch sein, was möglich ist, und was unmöglich ist, muß auch gar nicht sein. Wir gelten sowieso schon als unmögliche Menschen.“

Als Karaulić begriff, in welches Gespräch ihn Matija verwickelte, verstummte er.

Nach Matijas ungewöhnlichem und inoffiziellen Meeting hatte Karaulić verstanden, daß er ohne Matija nicht mehr auskommen würde. Also folgte er ihm wie ein Betrunkener dem Zaun und unternahm nichts mehr auf eigene Faust. Aber von Matija hörte er nichts Konkretes, keine feste und bestimmte Entscheidung, was ihn noch mehr verwirrte. Er wollte, daß Matija die Bauern davon abhielt, wie wildgeworden die Markierungen zu überpflügen und das Vieh zu verteilen, doch Matija wollte nicht einmal darüber reden.

„Was können drei Ochsen schon gegen eine ganze Herde ausrichten?“ fragte ihn Matija. Karaulić nahm diese Frage als Antwort hin und stellte sich den Bauern nicht mehr entgegen.

Im Laufe eines einzigen Tages lösten die Bauern die Genossenschaft auf. Sie trieben das Vieh weg, trugen das Werkzeug fort, überpflügten die Grenzlinien und bauten neue, unvergängliche Grenzen aus Stein. Währenddessen sangen sie, sodaß Karaulić, der früher nie ein Lied von ihnen gehört hatte, daraus schloß, daß Bauern sich über Grenzlinien freuen und zufrieden sind, wenn man sie in Ruhe läßt.

„Was machen wir mit dem Gebäude?“ fragten die Bauern Karaulić.

„Mit welchem Gebäude?“

„Mit dem Genossenschaftsgebäude. Die Genossenschaft hat ein Verwaltungsgebäude und mehrere Ställe“, sagten sie ihm.

“Genossen, ich verstehe nicht, was geht euch das an?”

“Wir haben es gebaut”, sagten die Bauern und drehten die Mützen nervös zwischen den Händen. Karaulić begriff, daß sie ihn noch immer achteten und respektierten.

“Was habt ihr mit den Gebäuden zu schaffen? Sie sind Staatseigentum.”

“Aber es gibt den Staat doch nicht mehr, Genosse Karaulić.”

“Schweig, ich will nichts mehr von dir hören!”

“Ich meine, den Genossenschaftsstaat.”

“Raus!” brüllte Karaulić los, und die Bauern gingen demütig hinaus.

“Genosse Matija”, Karaulić wählte die Telefonnummer, kaum daß der letzte Bauer gegangen war, “du hast diese Bauern zu sehr ermutigt. Sie geben sich jetzt nicht mehr mit der Auflösung der Genossenschaft zufrieden, sondern wollen auch noch die Verwaltungsgebäude aufteilen. Schau, was du angerichtet hast.”

“Welche Gebäude?” fragte Matija ungerührt.

“Die Genossenschaft verfügt über Ställe und ein Verwaltungsgebäude.”

“Wer hat sie errichtet?”

“Die Bauern. Freiwillig!”

“Also?”

“Sie können sie jetzt doch nicht wieder abreißen!”

“Wem gehört das alles?”

“Der Genossenschaft, Genosse Matija!”

“Die Genossenschaft existiert nicht mehr. Wem gehört es dann?”

“Dann eben dem Staat?”

“Was soll der Staat damit?”

“Eine Genossenschaft gründen?”

“Womit und mit wem, Genosse Karaulić?” hob Matija die Stimme, und Karaulić bemerkte zum ersten Mal, daß es Matija satt hatte. “Wer soll die Genossenschaft bilden, wenn die Bauern diese Form des Sozialismus nicht wollen?” führte Matija weiter aus, und Karaulić hörte jetzt seiner Stimme an, daß er sich über ihn lustig machte.

“Es wird andere Bauern geben, Genosse Matija. Man darf die Hoffnung nicht aufgeben.”

“Nein, Genosse Karaulić! Hier gibt es außer diesen Bauern keine anderen. Hier haben wir nur diese Bauern, so wie sie sind. Wenn neue Bauern geboren werden, dann nur wieder von solchen und ähnlichen Bauern, und zwar auf diesem ihrem Land. Ein anderes Land gibt es hier nicht. Du mußt dir ein anderes Land suchen, wenn dir weiter so viel an diesen Genossenschaften gelegen ist.”

Matija legte zum ersten Mal ohne Abschied den Hörer auf.

Es schien Karaulić, als habe in Matijas Stimme eine versteckte Drohung geklungen, und er bekam große Angst. Er konnte dem Geheimnis hinter den Worten von Matija und seiner Logik nicht auf den Grund kommen, doch es gab keine Zeit für große Erklärungen und keinen Spielraum für Mutmaßungen oder Streit. Alles schien eng und düster, und man sprach immer seltener miteinander. Immer weniger Menschen sagten etwas, und auch diejenigen, die etwas sagten, warteten ab, bevor sie den Mund aufmachten, bis Matija als erster etwas gesagt hatte. Aus diesem Grund wagte er es nicht, sich von Matija zu lösen, und gleichzeitig schmerzte es ihn, daß Matija ihn nicht

ernst nahm und auch gar nicht anhören wollte. Selbst wenn er versuchte, Matijas Gedanken zu erraten, gelang es ihm nicht, sondern er provozierte und ärgerte ihn stattdessen umso mehr. Matija wurde dann trotz seiner gewohnten Gutmütigkeit ihm gegenüber grob und hätte ihm am liebsten befohlen zu schweigen und sich aus allem herauszuhalten, auch aus den Angelegenheiten der Bauern, da er dort Unruhe und Streit verursachen konnte.

Durch das Fenster beobachtete Karaulić, wie die Bauern alles, was nur möglich war, vom Genossenschafts-
haus abmontierten. Sie drehten die Klinken aus den Türen, nahmen das Glas heraus, bauten die Fenster aus, trugen die Ziegel ab und nahmen die Balken auseinander. Ehe man sich's versah, waren Eisenklammern eingeschlagen, Pferde davorgespannt und fort ging es.

Diese Verfluchten haben ein gutes Gedächtnis, dachte Karaulić schmerzlich. Sie wissen noch ganz genau, wer welchen Balken damals brachte, als wir die Genossenschaft gründeten. Sie erinnern sich auch noch, wer die Fensterrahmen aus wessen Holz zimmerte und teilen jetzt alles haargenau wieder so auf.

Alles verschwand so schnell auf Nimmerwiedersehen, als hätte es die Erde verschluckt.

Karaulić beobachtete durch das Fenster, wie die Bauern auf das lange Haus mit den Säulen kletterten und erinnerte sich, wie sie es seinerzeit im Nu und ohne Sabotage oder Widerstand aufgebaut hatten, sodaß er damals wirklich überzeugt war, daß die Bauern es aufrichtig und von Herzen gemeint hätten. Doch jetzt das!

Er dachte an Matijas Worte, daß es hier keine anderen Bauern gäbe und jemals geben würde, da die Bauern das Land seien.

Als die Bauern den letzten Balken vom Dach montiert hatten, schien es ihm, als sei das alles gar nicht wirklich geschehen und nur ein Witz. Er hatte den Eindruck, daß die Bauern ohne ihn auskommen konnten, denn sie teilten den ganzen Tag den Besitz der Genossenschaft untereinander auf, ohne daß es zu Streitigkeiten gekommen wäre. Sie wendeten sich auch nicht an Matija, was zeigte, daß sie wieder begonnen hatten, ohne andere und ohne Rat und Hilfe auf sich allein gestellt zu leben, wie sie immer schon gelebt hatten.

Karaulić kann überhaupt nicht verstehen, daß es bei soviel Arbeit und Menschen in einer so komplizierten Situation nicht zu Unklarheiten gekommen ist, daß niemand etwas vergessen oder mehr verlangt hat und niemand beweisen muß, was ihm gehört. Jeder scheint zu nehmen, wie es gerade kommt, als gehöre es niemandem, doch nimmt in Wirklichkeit jeder nur das, was ihm gehört. Es gibt keine Mißverständnisse.

Wie lange sich diese Bauern doch erinnern können, dachte er.

Gleichsam mit dieser Überlegung ging für ihn das Jahr 1948 zu Ende.

Viel Lärm um fast nichts, dachte er.

Es war auch fast nichts geschehen, denn niemand, weder Matija noch die Bauern, fragte nach seiner Meinung, und andere Leute gab es nicht.

“Was ist dir über die Leber gelaufen? Warum läßt du den Kopf hängen? Was ist los?” fragte Matija eines Tages, als er sah, daß Écimović schlechter Laune war. Écimović sah Matija mit unterdrücktem Zorn und regungslosem Gesicht an.

“Na, sag schon”, ermunterte ihn Matija.

“Du hast es leicht.”

“Ich?”

“Du fürchtest dich vor niemandem.”

“Fürchtest du dich etwa?”

“Ich fürchte mich nicht, aber ich muß einfach Angst haben!”

Es irritierte Matija, daß Écimović das sagte und was er damit meinen konnte.

“Wie kommst du darauf?” fragte er ihn verwundert.

“Eben so. Ich habe nicht wie du eine Auszeichnung. Mein Silber und Gold, mein Eisen und Stahl sind dahin. Ich habe umsonst für andere gekämpft.”

“Ich habe auch nicht für mich gekämpft”, sagte Matija gekränkt.

“Aber deine Auszeichnung hängt im Museum.”

“Im Museum befindet sich öffentliches Eigentum. Sie meinen:

'Matija, der Orden gehört zwar dir, aber stifte ihn dem Museum, damit er dort glänzt und alle ihn sehen können. Du trägst deinen Orden sowieso für uns alle.' So haben sie ihn mir weggenommen."

"Wenn ich nur auch einen Orden hätte, selbst wenn er im Museum hinge!"

"Du kannst ihn haben, nimm ihn."

Éćimović wunderte sich und stotterte:

"Wie meinst du das, Matija?"

"Genauso, wie ich sage. Du kannst ihn haben, wenn dir das etwas nützt. Mir kann der Orden sowieso nicht mehr helfen."

"Das kann ich nicht annehmen, denn ich habe nicht für ihn gekämpft."

"Aha, du willst also nicht! Du hast dich immer noch nicht bekehrt."

"Ich habe es nicht so gemeint", erschrak Éćimović, denn Matija sprach zum ersten Mal so mit ihm. "Ich habe nicht auf eurer Seite gekämpft."

"Du hast gegen uns gekämpft. Nimm mir den Orden weg."

"Nein, das ist sinnlos", sagte Éćimović kalt.

"Du könntest es dir aber vorstellen?"

"Was aber dann, wenn ich es nicht schaffen sollte und sie dir noch einen Orden verleihen?"

"Dann würde ich den zweiten Orden an dich abtreten."

Sie brachen in Lachen aus und wußten selbst nicht genau, ob sie das alles ernstgemeint hatten.

"Auf eurer Seite wurden doch auch Orden verliehen", sagte Matija wieder ernst geworden.

"Ja, aber das ist alles vorbei."

"Vorbei, sagst du. Aber du würdest den Orden gerne anlegen, stimmt's?"

"Ehrlich gesagt, ich habe seinerzeit mit ihm angegeben, aber das ist vorbei. Manchmal, wenn ich dich ansehe, faßt mich der Wunsch, mich mit meinem Orden zu schmücken, doch dann bekomme ich Angst."

"Stell dir mal vor", griff Matija das auf, "wir beide würden unsere Orden anlegen und so durch die Stadt spazieren, wie zum Beispiel jetzt. Das gäbe eine Verfolgungsjagd mit Schießerei. Haha haa!"

"Sei doch nicht verrückt, Matija! Das würde mich ins Gefängnis bringen!"

"Mich auch."

"Dich nicht, denn du gehörst zu ihnen, und nur du allein hast einen Orden."

"Zu wem soll ich gehören?"

"Zu Karaulić und Dmitar."

"Zu denen gehöre ich nicht", sagte Matija kalt und bestimmt. "Sie brauchen mich außerdem gar nicht, nur meinen Orden. Deshalb haben sie ihn mir weggenommen und in das Museum gehängt."

"Die Leute wissen aber, daß du den Orden bekommen hast."

"Noch ein paar Jahre lang und was dann?"

"Unter dem Orden wird die Erklärung stehen: Matija Ivandić, geboren dann und dann... usw."

"Genau dasselbe würde da auch stehen, wenn ich ins Gefängnis käme."

"Sie wagen nicht, dich einzusperren."

"Du kennst sie nicht. Du hast Angst vor ihnen und kannst sie deshalb nicht kennenlernen, wie sie wirklich sind. Wenn du deine Angst überwinden und sie

gewissermaßen objektiv betrachten könntest, dann würdest du erkennen, daß sie dazu fähig sind. Sie sind zu allem fähig."

"Ich würde aber jede Wette eingehen", sagte Ećimović.

"Nicht nötig. Laß es einfach darauf ankommen. Hole deinen Orden aus dem Koffer und stecke ihn dir an den Kragen. Ich will mir meinen Orden aus dem Museum ausleihen und ihn mir am Revers befestigen. Dann spazieren wir durch die Stadt und wollen mal sehen, was passiert!"

"Sie werden vor dir salutieren und mich in Handschellen abführen. Das wird passieren", sagte Ećimović.

"Hole deinen Orden und laß alles übrige meine Sorge sein."

"Vielleicht willst du mich nur auf die Probe stellen, um zu sehen, ob ich tatsächlich einen Orden habe", wurde Ećimović plötzlich ernst.

"Mir liegt nichts an deinem Orden. Wenn ich deinen Orden gewollt hätte, dann hätte ich für ihn bekämpft", entgegnete Matija gekränkt. "Nicht dich, sondern sie stelle ich damit auf die Probe, wieviel sie sich von mir bieten lassen können und was sie über das wissen, was geschehen ist und warum und durch wen? Sie können Freiheit nicht von Unfreiheit unterscheiden, aber es ist schwer, sie zur Vernunft zu bringen. Sie denken, daß es auch dann Freiheit für sie gibt, wenn es für dich keine gibt. Sie meinen, daß ich dich schütze, doch das stimmt nicht."

"Doch, sie sind da ganz richtiger Meinung", sagte Ećimović. "Sie würden mich verhaften, wenn du nicht ständig mit mir zusammenwärest."

"Sei doch vernünftig! Wie sollen sie dich denn verhaften?"

"Ganz einfach."

"Warum haben sie es dann nicht erst neulich im Wald getan?"

"Sie hatten vielleicht Angst?"

"Vor wem?"

"Es hat sie eben eine unbestimmte Angst ergriffen!"

"Diese Angst würde sie wieder ergreifen."

"Ein zweites Mal würden sie mit Verstärkung anrücken."

"Auch die Verstärkung würde Angst bekommen. Jede Verstärkung, die sie beibringen könnten, würde furchtbare Angst bekommen."

"Du legst dein eigenes Maß an."

"Mit welchem Maß soll ich denn sonst messen? Sie haben doch auch ihr eigenes Maß."

"Du stehst ihnen näher als mir."

"Genau das sagen sie auch, aber das stimmt nicht. Allen stehe ich gleich nah und gleich fern, denn das ist mein Weg, auf dem ich meinen Orden trage, so wie du deinen Orden auf deinem Weg trägst. Dein Orden stört mich mehr als sie, aber ich habe den Waffenstillstand unterzeichnet. Ich hätte es gerne gesehen, wenn du dich 1941 mir angeschlossen hättest, aber nun... Wir hätten zwei Orden, und zwar jeder von uns einen richtigen. Ich mache dir keine Vorwürfe, aber versetze dich mal in meine Lage, d. h. in meinen Orden. Du würdest dann erkennen, daß es für mich auch nicht leicht ist. Es stimmt, daß ich für das gekämpft habe, was Karaulić und seine Genossen jetzt verwirklichen, aber ich habe nicht dafür gekämpft, daß sie es an mir verwirklichen. Das tue ich lieber selbst auf meine Weise, denn das ist richtige Verwirklichung. Doch sie verwirklichen das, wofür ich gekämpft habe, auf ihre Weise an

mir und auch an dir, obwohl du nicht dafür gekämpft hast und dich alles gar nichts angeht. Du kannst es deshalb auch nicht verstehen, sondern nur als Angst erleben.

Sie geben außerdem noch ihren Senf dazu!

Aber sie machen es nicht richtig.

Du mußt daher wissen, daß es nichts mit mir und dem, wofür ich gekämpft und was ich gewollt habe, zu tun hat, wenn dir nach meinem Tod etwas zustoßen sollte. Du sollst mich jedoch nicht mißverstehen. Ich habe keine Wünsche mehr. Meine Aufgabe habe ich erfüllt. Sie wollen aber, daß ich ihnen bei der Verwirklichung behilflich bin, doch wie? Ich bin nicht dafür geeignet."

"Willst du mich in etwas hineinziehen?", fragte Ećimović überrascht.

"Nein, ich ziehe dich heraus. Aus der Verwirklichung."

"Wohin soll das führen?"

"Lege deinen Orden an, und du wirst schon sehen."

"Das wage ich nicht."

"Was bist du nur für ein Mensch, Ećimović! Du wagst es nicht, den Orden anzulegen, für den du fünf Jahre lang dein Leben auf's Spiel gesetzt hast. Wollte jemand meinen Orden antasten, würde ich zur Decke springen. Der Orden ist das Ziel meines Weges. Die Strahlen meiner Lebenskraft sind in meinem Orden gebündelt. Er leuchtet deshalb so, daß er jedes Dunkel durchdringt und es keine Dunkelheit gibt, durch welche ich ihn nicht hindurchtragen könnte wie auch jeden anderen Orden, den ich hätte."

Ećimović blickte ausdruckslos vor sich hin auf den Tisch. Matija hatte den Eindruck, daß er sich schämte und sagte daher zu ihm:

“Du mußt dich nicht deines Ordens schämen. Du hast ihn nicht ausgedacht, sondern verdient. Warum solltest du ihn also nicht anlegen? Siehst du denn nicht, daß man wieder begonnen hat, sich damit aufzuputzen. Gehe nur mal am Sonntag durch die Stadt, egal ob bis zum Wald oder bis zur Kirche. Dann wirst du erleben, wieviele Leute dekoriert herumlaufen. Sie stecken sich alles, was ihnen einfällt oder was sie irgendwo aufgelesen haben, an den Kragen. Warum sollst dann du nicht den Orden anlegen, den du aus so großer Ferne mitgebracht hast, daß sie nicht einmal wissen von woher? Sei doch vernünftig, es entsteht eben wieder eine Hierarchie. Es gibt inzwischen sogar Leute, die ihre Orden selbst herstellen und dann untereinander verteilen. Die einen bekommen einen Orden, die anderen dafür eine Unterschrift. Die Orden haben sich vervielfacht. Sie kreisen mich immer enger ein, denn ich bin nicht mehr der einzige mit einem Orden. Ich könnte zwar mit einem Donnerwetter alle diese falschen Orden zerschlagen, doch was habe ich davon? Sollen sich die Leute doch aufputzen! Zukünftige Generationen werden sowieso alles ins Museum hängen oder zum alten Eisen werfen. Vielleicht werden sie nur darüber lachen, vielleicht aber selbst so viele Orden herstellen, daß alles seinen Wert verliert und jeder einen Orden für zwei Heller erstehen kann. Lege deinen Orden an, solange es noch Zeit ist. Höre auf mich. Jeder soll sehen, daß du nicht die letzte Pfeife bist und den Kontinent nicht vergebens durchquert hast. Was können sie dir anhaben? Wenn sie es wagten, würden sie sich selbst einen Orden anlegen.”

“Wahrscheinlich haben sie auch...”, fiel Ećimović Matija ins Wort und unterbrach ihn damit.

“Wenn sie den Mut hätten!” Matija brachte sein Gesicht ganz nah an Ećimović heran. “Sie haben auch

Orden, aber nur selbstgemachte, und wagen es deshalb nicht, sie zu tragen. Sie warten auf meinen Tod und werden ihre Orden anlegen, wenn neue Generationen heranwachsen, für welche die Erinnerung an meine Ankunft in der Stadt mit dem Orden verblaßt sein wird und die über die Zeit der Orden nur noch aus Büchern erfahren können. Nur noch die Orden werden dann für sie wichtig sein, aber nicht mehr die Personen, die sie errungen haben. Karaulić und Lokvić sind viel jünger als ich. Die Zeit arbeitet objektiv für sie, obwohl sie gegen die Zeit arbeiten."

"Matija, du läßt dich von deiner Begeisterung mitreißen. Wie können mein und dein Orden gleichberechtigt durch die Stadt getragen werden?"

"Warum denn nicht? Jeder weiß doch, welcher von den Orden deiner und welcher meiner ist. Niemand wird sie miteinander verwechseln."

"Aber es sind zwei sich gegenseitig ausschließende Orden."

"Ja und?"

Ecimović dachte nach und sagte dann:

"Ich weiß nicht, ob du es ehrlich meinst oder mich nur provozieren willst. Bei dir weiß man nie, woran man ist."

"Stimmt, aber wenn du einen Orden hast, dann laß es auf den Versuch ankommen. Ich kann dir nicht garantieren, daß sie dich nicht angreifen werden. Im Moment glaube ich noch, daß ich dich nicht anrühren würde, aber vielleicht kommt es über mich, wenn ich den Orden auf deiner Brust sehe, und ich ziehe die Pistole. Doch damit mußt du eben rechnen. Wie hättest du denn einen Orden überhaupt verdienen können, wenn du nicht mit Kampf und sogar mit dem Tod gerechnet hättest?"

"Stimmt", sagte Ećimović lustlos.

"Also?"

"Es ist jetzt nicht der richtige Moment dafür."

"Es war noch nie der richtige Moment für jedermanns Orden. Ein Orden übersteigt die Möglichkeiten der Zeit. Auch du bist doch über die Möglichkeiten der Zeit wie deiner selbst hinausgegangen?"

"Ja, aber das waren andere Zeiten. Jetzt wäre es einfach nur eine Provokation."

"War es nicht auch damals eine Provokation? War Stalingrad etwa keine Herausforderung an die Möglichkeiten der Zeit und für die feindliche Seite wie für die Seite, auf der du gekämpft hast?"

"Ja, das ist alles richtig."

"Lege den Orden an, und wir machen uns auf den Weg. Heute ist ein Feiertag, Mariä Himmelfahrt mit Hochamt und Fest. Die Prozession fängt in wenigen Augenblicken an. Ich bin nicht gläubig, ich bin kein bißchen gläubig, aber das ist jetzt die Gelegenheit für dich. Vielleicht sind Karaulić und Lokvić so gerührt, daß sie dich nicht verhaften."

"Wenn sie mich aber doch verhaften?"

"Wenn sie dich doch verhaften, sagst du? Eh, wenn sie den Mut dazu besitzen sollten, dann werde ich Orden verteilen. Sie lechzen doch danach."

Ećimović war hin- und hergerissen. Matijas Zähigkeit und Logik irritierten ihn. Bei unvoreingenommener Betrachtung mußte sich Ećimović zugeben, daß Matija, auch wenn er (wie schon früher bei ihren täglichen Begegnungen und Gesprächen) damit seine Angst besänftigte, mindestens ebenso sehr übertrieb. Er konnte deshalb überhaupt nicht beurteilen, ob Matija ihn nun ernsthaft ermutigen oder aber in etwas hinein-

ziehen wollte. Dem armen Ećimović kam sogar der Gedanke, daß ihn Matija endlich loswerden wolle, doch er durfte hier nicht voreilig urteilen, da es ihm nicht zustand, sich jetzt von ihm abzuwenden, nachdem sich Matija wirklich mit ihm befreundet, ihm soviel Vertrauen entgegengebracht und ihm gegenüber so vieles zugegeben hatte. Vielleicht haben sie sogar Matija in die Enge getrieben, dachte Ećimović, und er wagt jetzt nicht, das sich selbst oder ihm gegenüber einzugestehen, sondern inszeniert eine Situation, aus der sich das Schlimmste entwickeln könnte. Eigentlich hätte er sich gerne mit seinem Orden gebrüstet, sich auf der Prozession unter die Leute gemischt, wäre dekoriert herumstolziert und großspurig spazierengegangen. Wenn er dazu noch zusammen mit Matija auftreten würde, alle Augen auf ihnen beiden ruhen und alle früheren Mädchen, in die sie beide verliebt gewesen waren, sie jetzt, nach so vielen Jahren, erblicken würden und sich bei einem erneuten Versuch alte verschüttete Gefühle erneut regten sollten, dann wäre das ein großer Tag für sie beide, der erste große Tag nach all dem, was geschehen war, nach soviel Unglück und Chaos ein vielleicht ungetrübter Tag wie ein Licht und eine Träne, wie eine Rose und wie das Erwachen des Frühlings, ein Tag wie ein Traum.

Ein Traum hatte sich ohnehin oft wiederholt.

Häufig hatte er von diesem Platz geträumt. Er erinnerte sich seiner auf den weiten Reisen und an Orten, als es keine Hoffnung auf Rückkehr mehr gab. Jedesmal träumte er deutlicher. Ganze Tage durchlebte er wie im Traum und hatte dieses Bild, diese riesige Kirche vor Augen, wie sie jeden Sonntag plötzlich aus ihrer geheimnisvollen Ruhe erwacht, ganz besonders an Mariä Himmelfahrt, wenn alles von überallher herbeiströmt, sogar die Menschen, die sonst nie über eine

Kirchenschwelle treten oder die gar nicht katholisch sind. Die Prozession wird dann wirklich zum Symbol des Lebens dieser riesigen Traube aus zig größeren und kleineren Ortschaften, die sich seit Jahrhunderten der Gebirgskette folgend aneinanderreihen, die sich entlang eines großen grünen Flusses zieht, der schwerfällig dahinfließt, als bewahre er alles.

Sie wissen beide, daß sich der Fluß in seinem Lauf eine Menge Dinge merkt.

Écimović unterbrach also seine Gedanken mit der Frage:

“Wenn ich es tatsächlich darauf ankommen ließe?”

“Bravo!” jubelte Matija. “Bravo! Du bist also doch in Ordnung.”

Matija griff in seine Tasche, zog einen staubbedeckten, vergilbten, härten Papierfetzen hervor, wickelte ihn auseinander, strich ihn mit der flachen Hand auf dem Tisch glatt und reichte ihn Écimović.

“Hier”, sagte er, “das habe ich für dich gerettet und aufgehoben.”

Während Écimović las, veränderte sich langsam sein Gesicht vor Aufregung, bis es ganz von tödlicher Blässe bedeckt war. Dann fragte er:

“Woher hast du das?”

“Meine Leute fanden und übergaben es mir, und ich habe es aufbewahrt, während ich auf dich wartete. Ich wußte, daß du zurückkehren würdest.”

“Es stammt aus dem Jahr 1925.”

“Ja, es ist das einzige Zeichen, das von deinem Vater übriggeblieben ist. Er selbst starb in großer Armut, aber hatte alle Ersparnisse für diese Kirche gespendet.”

“Ja”, sagte Ećimović unwillig, “an dieser Kirche war ihm sehr viel gelegen.”

“Weißt du aber, wer die Kirche zerstört hat?”

“Wer sie zerstört hat?”

“Ja, weißt du wer?”

“Nein, wer sollte denn eine Kirche zerstören?”

“Die Leute, deren Orden du trägst. Ich habe 1925 nichts für diese Kirche gespendet, aber ich werde das heute tun. Ich habe eine Aktion zur Renovierung der Kirche anlaufen lassen. Auch du solltest eine Spende geben. Wenn du kein Geld hast, leihe ich dir welches, denn heute wird das Geld gesammelt. Sie sollen auch deinen Namen in den Stein deines Vaters meiseln! Falls du es nicht gewußt haben solltest, jeder Stein dieser Kirche war von innen hohl und enthielt ein solches Papier, eine Schenkungsurkunde mit Vornahme, Familienname, Geburtsort und Höhe der Spende. Viele dieser Zettel sind verlorengegangen, und viele Steine wurden während des Bombardements in die Luft gesprengt. Der Stein deines Vaters ist erhalten geblieben, und ich habe ihn gekennzeichnet. Es wäre also gut, wenn du dich heute unter den Leuten zeigen und dich vor dem, was du angerichtet hast, verneigen würdest.”

“Ich?”

“Wer denn sonst? Auch du! Dein Anteil an der Zerstörung der Kirche ist fast ebenso groß wie dein Anteil an der Einäscherung von Stalingrad. Vielleicht wären sie nicht so stark gewesen, wenn du nicht auf ihrer Seite gekämpft hättest. Wer kann das wissen? Man weiß doch nie, welches Rad im Getriebe zu welcher Zeit den Ausschlag gibt. Komme mit deinem Orden, und alle, die Priester wie das Volk und die Staatsgewalt, werden das schon richtig verstehen.”

"Wenn sie mich aber steinigen?"

"Du bist doch mit mir zusammen, und das Volk ist nicht nachtragend."

"Matija, dieser Schritt ist riskant."

"Nicht riskanter als Stalingrad. Die russischen Atheisten sind gefährlicher als die kroatischen Katholiken. Ich bin zumindest neutral, ein kroatischer Atheist, falls du verstehst, was das heißt."

"Ich verstehe nicht, wie beides zusammenpassen soll."

"Sieh mal", Matija breitete die Arme aus und dachte einen Moment nach, "ich bin ein Kroat, aber kein Katholik, obwohl die Kroaten meistens Katholiken sind. Aber keiner von ihnen ist ein Russe. Nimm nun von beiden Begriffen etwa die Hälfte, und du hast das, was ich bin, einen kroatischen Atheisten oder einen atheistischen Kroaten, ganz nach Belieben."

"Dann stehst du den Russen näher als den Kroaten."

"Nein, ich stehe den Atheisten näher als den Katholiken."

"Aber es gibt mehr katholische als atheistische Kroaten."

"Ich gehöre deshalb immer zur Minderheit. Ich bin als Kroat eine Minderheit, aber ich bin ein richtiger Kroat. Kroaten sind sowohl als Katholiken als auch als Atheisten eine Minderheit. Als Katholiken liegen die Italiener und Spanier weit vor uns und als Atheisten die Russen und Ukrainer."

"Dann gehört ihr, d. h. dann gehören wir Kroaten nirgendwo richtig hin."

"Doch, zur Minderheit. Minderheiten sind überall eine große Macht. Es gibt so viele Minderheiten auf der Welt, daß es eines Tages zur Vereinigung aller dieser

Minderheiten kommen wird. Dann wird sich die Minderheit über Nacht in die Mehrheit verwandeln. Diese Mehrheit, die bis gestern Minderheit war, wird dann zur treibenden Kraft auf der Welt werden. Sie wird über beide Erfahrungen verfügen, nämlich sowohl Minderheit als auch Mehrheit zu sein. Dann wird es zum Gleichgewicht aller gegeneinander gerichteten Kräfte kommen. Nur die Vernunft des Gleichgewichts bedeutet Rettung für diese Welt. Du bist zur Zeit auch eine Minderheit, stimmt's?"

"Ja."

"Deshalb werden also du und ich unsere Orden anlegen und zur Kirche gehen."

"Die Mehrheit wird mich, aber nicht dich verhaften."

"Wenn sie dich verhaften, dann ist dein Orden nicht viel wert. Wir müssen abwarten."

Éćimović sagte nichts mehr. Widerwillig stand er auf, schaute wie ein Verurteilter zu Boden und verließ die Kneipe. Matija folgte ihm sicher und entschlossen, als habe er ihn verhaftet. Wenige Schritte von der Kneipe entfernt, als die Leute, die sich zur Türe gedrängt und ihnen nachgeschaut hatten, verwundert wieder auf ihre Plätze zurückgekehrt waren, holte Matija Éćimović ein, und sie gingen nun nebeneinander zum Haus von Éćimović.

"Matija hat Éćimović verhaftet", ging es wie ein Lauffeuer durch die Stadt, und die Leute öffneten die Fenster und blickten zu Éćimovićs Haus. Dort konnten sie jedoch nur Matija sehen, der vor der Türe stand und wartete.

Er wartete, bis Éćimović im Sonntagsanzug und mit dem Orden erschien. Als er auftauchte, geriet Matija in Erregung, doch nur verstohlen, sodaß die neugierigen Zuschauer nichts bemerken konnten.

Matija erzitterte. Der Raum um ihn verengte sich und ihm wurde schwarz vor Augen, als sei ihm plötzlich Staub hereingeweht. Gequält schloß er die Augen, während ein unbestimmter Schmerz in seinem Kopf raste. Er lehnte sich gegen einen Baum und hielt sich daran fest, um nicht zu Boden zu fallen. "Halt aus, Matija. Ertrag es!" redete er sich selbst zu und beruhigte sich damit.

"Da bin ich!" sagte Écimović kalt, "da bin ich, und nun wollen wir mal sehen!"

Matija erschien es, als sei Écimović geradewegs der Vergangenheit entsprungen, denn er hatte ihn noch nie so gesehen. Deshalb kam ihm sein Benehmen wie eine Drohung vor.

Matija hielt sich an sein Versprechen und an seine unstabile Weltanschauung, die ihm zu entgleiten drohte. "Halt aus, ertrag es, dir ist schon Schlimmeres begegnet", sprach er halblaut zu sich selbst. Da Écimović neben ihm ging, glaubte er, daß Matija ihm Mut machen wolle und sagte:

"Ich halte durch. Es gab schon Schlimmeres."

"Natürlich, was denn sonst?" entfuhr es Matija, doch er wußte nicht, ob er das zu sich selbst oder zu Écimović gesagt hatte, und sie gingen weiter nebeneinander her.

Laut hallten ihre Schritte durch die leere Stadt, als wetteiferten sie miteinander darin, wer stärker und heldenhafter auftreten könnte. Während das Dröhnen ihrer Schritte die stille Stadt erschütterte, gelangten sie in die Nähe der Kirche, wo sich ihren geblendeten Augen das Bild der bunten Menge bot, wie sie hinter dem Tragepostament der Gottesmutterstatue herschritt.

Als die Träger der Gottesmutterstatue beide erblickten, wurden sie langsamer, da ihnen die Knie weich wurden, sodaß die Gottesmutter auf ihren Schultern anfang zu schwanken. Sie wäre am Boden zerschellt, was noch größere Verwirrung verursacht hätte, wenn dies nicht die Geistesgegenwart derjenigen, die Matija und Ećimović noch nicht erblickt hatten, verhindert hätte.

“Was soll das?” begannen die Leute zu fragen, nachdem sie sich davon überzeugt hatten, daß es sie beide waren.

Einige wunderten sich, daß Matija in die Kirche ging, andere waren erstaunt, daß Matija und Ećimović zusammen auftraten, doch die meisten Leute wunderten sich darüber, daß sich beide der Prozession von hinten anschlossen, um schließlich ruhig und würdig nach dem Rundgang zusammen mit den anderen vor dem Altar anzukommen. Sie waren vor dem Altar noch besser sichtbar, und auch der Priester betrachtete beide voll Verwunderung. Matija bemerkte es und sagte:

“Er ist gekommen, um sich vor den von seinen Leuten umgebrachten Opfern zu verneigen”, wobei er auf Ećimović zeigte. In diesem Moment nahm Ećimović vor Erregung und Verwirrung nicht wahr, wieviele Augen sich in der lautlosen Stille auf ihn richteten. Er näherte sich dem Altar und kniete nieder.

Nach seinem Gebet verließ er die Kirche, und die Leute wichen vor ihm zur Seite, als hätten sie Angst.

Sie empfanden auch vor Matija Angst, da niemand voraussehen konnte, was geschehen würde.

Inzwischen hatte es sich herumgesprochen.

Karaulić und Lokvić erschienen. Viele wiesen verstohlen mit dem Finger auf sie und senkten die Köpfe. Sie

zeigten Matija, wer gekommen war, woraufhin er seinen Schritt beschleunigte und direkt auf sie zuing.

"Ich wußte, daß ihr kommen würdet, Genossen", sagte er und reichte ihnen die Hand, um sie zu begrüßen.

Sie gaben ihm nicht die Hand.

"Ihr wart jetzt seit zehn Jahren nicht mehr dabei, obwohl ihr vor elf Jahren noch vor dem Altar gekrochen seid, Genossen. Welch plötzliche Bekehrung!"

"Genosse Matija, das ist doch verrückt", sagte Karaulić gleichsam niedergeschlagen, und Matija begriff, daß er sehr böse war.

"Auch das wird ihm nichts helfen", sagte Lokvić.

"Wem?" fragte Matija.

"Ecimović."

"Es wird euch helfen", sagte Matija, "ihr seid immer noch religiös. Mir ist das egal."

"Genosse Matija, du schützt in gutem Glauben einen Feind des Volkes", sagte Karaulić.

"Ja, Genosse Matija, du duldest, daß er machen kann, was er will", bekräftigte Lokvić.

"Ja", griff Matija das auf, "ich lasse zu, daß er den Opfern die Ehre erweist, die euer Bataillon nicht vor ihm verteidigt hat."

Beide drehten sich demonstrativ auf dem Absatz um und stürmten durch die Menge davon, die in Bewegung geriet und sich um Matija drängte.

In Windeseile sprach sich Matijas Skandal weit herum. Die Leute deuteten das Ereignis verschieden, je nachdem, ob sie sich weniger oder mehr von Matijas Handlungsweise berührt fühlten.

Viele empfanden Entsetzen vor diesem Schritt. Die Menschen hatten den Krieg nicht vergessen, und die Erde erzitterte oft genug von immer noch auftretenden

Explosionen. Alle schreckten davor zurück, an den Krieg, gleichgültig von welcher Seite, erinnert zu werden, besonders jetzt, da jene Epoche der Vergangenheit angehörte, das Land sich von ihr entfernt und sich regeneriert hatte, neue Generationen heranwuchsen und die Bäume wieder so dicht wie damals standen, während die wohlbekannten Trampelpfade entlang der Feldraine die in gleichen Abständen voneinander entfernt gelegenen öffentlichen Treffpunkte miteinander verbanden. Es gab weder Geheimhaltung noch Vorsicht mehr. Daher fürchteten sich die Menschen davor, daß Karaulić, Lokvić und Dmítar Ećimović verhaften und damit Matija zu ihrem Feind machen könnten, daß es also wieder Streit und böses Blut geben und alles von vorne beginnen würde.

Einige behaupteten, daß man nun wahrhaftig auch noch Matija verhaften würde.

Sieh an, wie zufällig befestigt man an seinem Haus eine Flagge, mit der die Gedenktafel verdeckt wird, welche in aller Eile gemeiselt und an der Hauswand befestigt worden war, damals, als Matija gekommen und großartig zu Pferd heimgekehrt war und sie ihm einen Empfang bereitet hatten. Zu der Zeit, als er zurückgekehrt war, hatten sie seinen Spitznamen, seinen Orden, sein Alter und die Kampfroute, die er vor seiner ruhmreichen Heimkehr zurückgelegt hatte, in den Stein gemeiselt. Nun, da man beim Vorübergehen an Matijas Haus nicht mehr diese Tafel sieht, ist die Stadt wie früher, was die Menschen verängstigt sein und neues Unheil befürchten läßt, denn die Stadt erscheint ohne Matijas Tafel gleichsam leer, ohne Geschichte und ohne Ordnung.

Sie glauben, daß Matija es gar nicht bemerkt.

Durch das Fenster des Cafés beobachtet Matija jedoch alles, wie der Lehrer den Schülern mit dem Stab zeigt,

wo die Flagge einzustecken ist oder mit welchen Parolen die Wände beschrieben werden und was sie überstreichen oder wieder anmalen sollen. So bereiten sie einen Empfang vor. Wie sie sagen, soll ein Minister aus Belgrad mit einer Begleitung aus Zagreb die Stadt besuchen, ein berühmter Befehlshaber aus dem Krieg, der stärker und bekannter als Matija ist.

Sie hofften nun, daß dieser Besuch Matija nicht nur beruhigen und beschwichtigen, sondern auch bei Gott in die Schranken weisen würde, um so die Verhaftung von Ećimović zu ermöglichen.

Seit die Stadt Anschluß an die Hauptstraße hat, wird sie jeden Tag von Fremden überschwemmt, zwischen denen sich die Einheimischen einfach verlieren, so daß man sie lange suchen und dabei in jedes Gesicht blicken muß. Bestimmt erging es so auch dem unbekannten, ernst dreinblickenden Mann, der mit einem Zettel in der Hand aus einem großen schwarzen Auto stieg. Er trat damit zum Laufburschen vor dem Hotel und fragte.

„Kennen Sie Matija Ivandić?“

„Natürlich!“ kam es wie aus der Pistole geschossen.

„Wer will mich sehen?“ fragte Matija, als der Junge ihm die Nachricht überbrachte.

Ohne ein weiteres Wort lief der Junge wieder auf die Straße.

„Er möchte wissen, wer ihn sehen will“, sagte er dem Ankömmling.

„Sein Kommandant aus dem Krieg“, antwortete dieser.

Dem Jungen wurde klar, um wen es sich da vermutlich handelte. Verwirrt und stammelnd erzählte er Matija in abgerissenen Sätzen, wer ihn sehen wollte, doch Matija fragte nur, ohne mit der Wimper zu zucken oder die Augen von den Karten zu heben:

„Ist das ein Befehl?“

„Ich weiß nicht, Genosse Matija“, sagte der Junge. „Er fragt, wo Sie sind und sagt, daß er Sie sehen möchte.“

„Dann sage ihm“, fuhr Matija fort, während er überlegte, welche Karte er ausspielen sollte, „daß hier doch jedes Kind weiß, wo Matija sitzt.“

Der Junge milderte den Wortlaut zwar etwas ab, aber überbrachte dem Ankömmling die Nachricht weitgehend korrekt. Dieser strich sich mit einem Lächeln den Schnurrbart und folgte dem Jungen.

„Wo bist du, alter Kamerad?“ begann der Ankömmling, als er Matija erblickte.

„Genosse Kommandant, deine Brigade ist vollzählig, d. h. nur mit mir, angetreten. Matija Ivandić, Volksheld und Generalleutnant, erstattet Meldung“

Der Kommandant lachte lange und herzlich.

„Sag: Verstanden!“

„Ja, ich habe verstanden, Matija.“

„Du hast nicht verstanden, aber lassen wir es gut sein. Setze dich zu uns, dann wirst du verstehen. Laß mich dir nur eben einen Meister in der Kunst des Kessel durchbruchs vorstellen. Das hier ist Ećimović, von dem ich dir schon erzählt habe.“

Der Befehlshaber verbeugte sich liebenswürdig und reichte Ećimović die Hand.

Karaulić und Lokvić schauten verstohlen zu, indem sie ihre Gesichter hinter den hohen Kragen verbargen, damit die Leute sie nicht erkannten, und wollten an den Tisch treten, wo der Minister saß. Sie wußten aber nicht, wie sie sich verhalten sollten, da der Minister unangemeldet gekommen war. Außerdem kannte er sie gar nicht, sondern nur Matija, wegen dem er hier Station gemacht hatte. Als aber der Reporter atemlos eintraf und schon an der Türe zu knipsen begann,

setzten sie sich beim Aufleuchten der Blitzlichter in Bewegung und gelangten unbemerkt bis zum Minister.

„Genosse Staatssekretär, wir sind...“, sprudelten beide laut hervor, ohne Matija dabei anzusehen, „wir wußten nichts, man hat uns nichts gemeldet.“

„Das ist die Staatsgewalt“, erklärte Matija dem Kommandanten, als er merkte, daß dieser auf seinem Stuhl hin- und herrutschte und nicht wußte, was er tun sollte.

„Ach so“, begann der Minister, „aber Genossen, ich bin hier ganz privat nur auf der Durchreise an die Küste zu meinen Kindern.“

„Das macht nichts“, sagte Karaulić eifrig, „das macht überhaupt nichts. Wir müssen das doch irgendwie feiern. Zum ersten Mal...“

„Keine Öffentlichkeit“, sagte der Staatssekretär gleichsam bescheiden, aber begleitet von einer entschlossenen Handbewegung.

Mit dem Staat ist wahrhaftig nicht zu spaßen! Karaulić bedeutete also dem Reporter, mit dem Fotografieren aufzuhören, und Lokvić rief mit einem Fingerschnalzen den Oberkellner herbei.

„Wir haben einen Salon“, sagte der Oberkellner so laut, daß es alle hörten.

„Er braucht keinen Salon“, meldete sich Matija zu Wort. „Er hat genug Salons von Belgrad bis nach Zagreb, von New York bis nach Moskau und von Wien bis nach Paris von innen gesehen... Er braucht hier bei uns eine Handvoll Natur.“

„Bitte so, als wäre ich gar nicht vorhanden“, sagte der Sekretär abschließend. „Ich möchte mich etwas mit Matija unterhalten, denn wir haben uns lange nicht gesehen, und dann muß ich weiter.“

„Wir werden gemeinsam zu Mittag essen“, sagte Lokvić.

„Nun gut“, sagte Matija, „zu Mittag essen kann er.“

„Er ist müde“, sagte der Staatssekretär und schaute zum Chauffeur.

„Er soll sich bei uns ausruhen“, sagte Matija und stand auf. „Kellner!“ rief er, und der Kellner eilte herbei.

„Ein Zimmer für den Genossen.“

Der Kellner kehrte mit einem Schlüssel in der Hand zurück, an dem eine große hölzerne Birne hing und bedeutete dem Fahrer, ihm zu folgen.

„Für wie lange?“ fragte der Fahrer den Staatssekretär, als er sich erhob.

„Bis du ausgeschlafen hast“, antwortete Matija anstelle des Sekretärs. „Und für uns den Salon“, sagte er zum Kellner.

Die Unterhaltung im Salon verlief lockerer. Es war wie im Fernsehen, ein langer Tisch, roter Plüsch, ein weißes baumwollenes Tischtuch, zwei Vasen mit Blumen und auf dem Ehrenplatz der Staatssekretär.

Ein Wort gab das andere, doch hauptsächlich redete Matija, und der Staatssekretär entspannte sich tatsächlich. Er erzählte von Ereignissen und Schwierigkeiten während seiner häufigen Reisen, erwähnte klangvolle internationale Namen und Einzelheiten aus Gesprächen, erzählte mit melancholischem Lachen von den Unannehmlichkeiten, in die er häufig geraten war und gab, wie es zumindest schien, auch hie und da ein Staatsgeheimnis zum besten, denn von Zeit zu Zeit unterbrach er seine Erzählung mit den Worten: „Nur unter uns... bitte, das bleibt ganz unter uns... woanders würde ich das nicht erzählen...“

Karaulić und Lokvić blickten stumpf auf den Sekretär und sahen ebenso stumpf und düster Ećimović an, denn sie verstanden nicht, wieso er hier mit dabei war. Es erschien ihnen alles so unwirklich und unmöglich, und sie waren sowieso schon aufgeregt wie kleine Jungen, daß sie ihren Augen, d. h. dem Anblick von Ećimović, nicht trauen konnten und auch nicht zu trauen wagten. Sie mußten sich das einfach eingebildet haben, weil sie wie besessen von ihm waren. Es konnte einfach nicht wahr sein, daß Matija ihn wegen seines Kommandanten mitgenommen hatte.

Sie wünschten jedoch, daß Ećimović nicht anwesend wäre.

Sie haben nun einen Plan. Die lockere und sichere Atmosphäre bietet Gelegenheit, dem Staatssekretär jetzt diesen Plan zu unterbreiten.

Sie leiteten ihre Geschichte mit der noch nicht gelösten Frage des deutschen Soldaten ein, der an der russischen Front gekämpft hatte, erzählten von ihrem Brief an den russischen Botschafter in Belgrad, auf den sie nie eine Antwort erhalten hätten und schlossen mit der Bitte an den Staatssekretär, weil er gerade da sei, die Angelegenheit doch irgendwie zu beschleunigen...

„Wenn Sie Zeit dafür erübrigen können“, sagten sie geduldig und vorsichtig.

„Ja, ja“, überlegte der Staatssekretär, „vielleicht haben die Russen euren Brief gar nicht ernst genommen. Ihr müßt wissen, wie eifersüchtig sie über ihren Archiven wachen. Auf der ganzen Welt werden die Archive schon nach fünfzig Jahren freigegeben, doch bei ihnen dann erst nur unwichtige Papiere. Wenn es um ihre Haut geht, dann hüten sie eifersüchtig jedes Dokument. Ihr müßt euch nicht darüber wundern.“

"Aber Genosse Sekretär, hier handelt es sich um einen ganz spezifischen Fall", fing Karaulić an zu argumentieren. "Es geht um einen gemeinsamen Feind. Es wäre zu ihrem Vorteil, wenn wir ihn an sie ausliefern würden. Sie wollen ihn einfach nicht."

"Es wäre auch für uns gut, wenn die Russen ihn fordern würden", warf Lokvić ein, "dann müßten wir ihn nicht mehr aburteilen."

"Habt ihr einen solchen Menschen hier?" erkundigte sich der Staatssekretär.

"Ja, da ist er", fiel Matija ein, woraufhin Karaulić und Lokvić wie zwei Fische verstummten.

"Aha, das ist also dieser Genosse", sagte der Staatssekretär ruhig und betrachtete Ećimović, als würde er ihn jetzt zum ersten Mal erblicken.

"Ja, Genosse Kommandant", fuhr Matija fort, "der von Stalingrad."

"Ja, wie war es denn damals in Stalingrad?" fragte der Sekretär diplomatisch, da er begriff, daß der Spaß vorbei war. "Wir wollen auch einmal die andere Seite hören, denn die Russen erzählen ja immer nur ihre Version."

"Siehst du, jetzt hast du die Gelegenheit zu einem Vortrag. Erzähle mal, wie es war, damit wir entscheiden können, ob wir dich verhaften sollen", sagte Matija und zwinkerte Ećimović zu. "Halte uns einen Vortrag."

Ećimović zögerte, blickte bald auf Matija bald auf den Staatssekretär und beobachtete aus den Augenwinkeln wahrhaftig auch Karaulić und Lokvić. Er merkte, daß sie ihn viel strenger als jemals zuvor ansahen und richtig wütend waren.

Ećimović hätte gerne erzählt, wie es wirklich gewesen war. Wie oft hatte er sich schon gewünscht, alles je-

mandem zu erzählen, doch er hatte dazu nicht den Mut gefunden und eigentlich auch keinen Gesprächspartner dafür gehabt. Am meisten fürchtete er sich aber vor einer Verbreitung seines Berichtes, denn die Leute warten nur darauf, phantastische Geschichten weiterzuerzählen, gleichsam in der Hoffnung, Ausgangspunkt einer lang und ewig lebenden Geschichte zu werden. So hatte Éćimović aus Angst vor seiner eigenen Geschichte Einzelheiten vergessen und je mehr Zeit verging, umso schwieriger wurde es für ihn, sie sich wieder in Erinnerung zu rufen. Häufig träumte er von allem, was geschehen war und wunderte sich nach dem Erwachen, daß er es hatte vergessen können.

„Also, erzähle uns mal bis zum Abendessen, wie es war“, redete ihm Matija gut zu.

Éćimović weiß jedoch, daß sie jetzt angeheitert und sensationslüstern sind. Wenn der Staatssekretär aber morgen wieder abreist und sie wieder nüchtern sein würden, dann fänden sie beide sich wieder allein an ihrem Tisch, in derselben Lage und den Genossen Karaulić wie Lokvić, aber auch einander ebenso fern wie zuvor. Wenn er ihnen jetzt alles, wie es war, erzählen sollte, würden sie zuhören und es vielleicht interessant finden, doch schon morgen würde Dmitar dies als Propaganda bezeichnen, und sie könnten ihn dann verhaften.

„Schweig!“ sagte er zwischen den Zähnen zu sich selbst.

„Los, erzähle! Warst du überhaupt in Stalingrad?“ provozierte ihn Matija, während Lokvić und Karaulić von Zeit zu Zeit wiederholten:

„Seht doch, er war ja gar nicht dort!“

Éćimović möchte das nicht auf sich sitzenlassen, wenn er doch dort gewesen war! Wie könnte er nur errei-

chen, daß sie ihm glaubten, ohne ihnen etwas erzählen zu müssen?

Er hat Angst, denn es gibt viele Neugierige. Häufig war er selbst vor seiner Verwandtschaft davongelaufen, um ihren Fragen zu entgehen, und in der Stadt, die ja klein und arm an Sensationen ist, fragt jeder, und alle wüßten gerne ein Geheimnis, etwas, wodurch sie sich von den anderen unterscheiden könnten. Doch am allerwichtigsten ist für solche Leute, daß sie zu gerne etwas erfahren würden, das sie selbst zwar versäumt haben, was sich aber in ihrer unmittelbaren Reichweite direkt vor ihrer Nase zu einer Zeit abgespielt hatte, zu der sie selbst an dem Ort, wo es geschah, hätten sein können, aber nicht waren. Sie würden es aber auch deshalb in Erfahrung bringen wollen, weil sie der Meinung sind, so ihre Schuld gegenüber denen begleichen zu können, die ohne Furcht und vor nichts zurückgewichen waren, wie auch ganz besonders gegenüber denjenigen, die nicht mehr am Leben waren.

Aus diesem Grund fragen vielleicht auch Karaulić, Lokvić und Dmitar. Er dachte oft, daß ihn vielleicht sogar auch Matija deshalb ausfragte, ja, auch er. Warum denn sonst schleppte Matija ihn immer mit sich herum und hielt ihn so fern wie möglich von allen anderen? Vielleicht will auch Matija mehr wissen, vielleicht hatte er in seinem Flug zum Ruhm weiterkommen und sogar alles erreichen wollen, es aber nicht geschafft, denn er blieb bei Triest stehen und mußte zurück!

Vielleicht aber fragt ihn Matija nur deshalb aus, weil er nicht will, daß es die anderen erfahren, obwohl es ihn selbst eigentlich gar nicht interessiert, wo Ećimović war. Auch Dmitar würde Ećimović gerne zuhören, doch er kommt nicht an ihn heran und wagt es auch nicht, ihn in die Enge zu treiben, weil Matija das nicht zuläßt.

Wenn ich es aber jetzt sage, wenn ich alles erzähle, so wie es war, dann werden sie es wissen, und dann gibt es in meinem Leben nichts Geheimnisvolles mehr. Ohne Geheimnis aber ist das Leben sowieso leer und langweilig und wird zu einer Abfolge gleichförmiger Jahre, die einander bleich und träge ablösen und sich durch nichts der Erinnerung einprägen. Dann werde ich so wie sie und für niemanden mehr interessant sein. Niemand wird mehr auf mich achten oder mich verfolgen. Ich kann das nicht sofort entscheiden, dachte er und wollte es auch sagen, doch Matija verlor die Geduld und sagte:

“Wenn du Angst hast, dann verlassen die Genossen von der Staatsgewalt den Salon. Ist das kein ehrliches Angebot?”

Es entstand ein Schweigen. Karaulić und Lokvić begannen, auf ihren Stühlen hin- und herzurutschen, während der Staatssekretär diplomatisch und angelegentlich zur Decke emporblickte, geduldig rauchte, den Rauch in Ringen aufsteigen ließ und darauf wartete, daß sich die vier einig würden.

“Hast du Angst?” wiederholte Matija nervös und blickte Ećimović gleichsam ausdruckslos an. Aber Ećimović konnte diesem Blick jetzt nach so vielen geleerten Gläsern nicht entnehmen, ob er nun zugeben sollte, Angst zu haben oder nicht. Er wollte Matijas Meinung erraten, aber auf keinen Fall zugeben, Angst zu haben.

“Du hast natürlich Angst vor der Staatsgewalt, was nur verständlich ist”, antwortete Matija anstelle von Ećimović.

“Wer, bei Gott, hat das denn nicht”, mischte sich der Staatssekretär ein. “Zeige mir einer mal den Menschen, der vor der Staatsgewalt keine Angst hat”, fügte er diplomatisch hinzu, wobei er Karaulić und Lokvić gleichsam vertraulich anblickte.

„Ihr seht also“, wandte sich Matija an Karaulić und Lokvić, als er begriff, daß ihm der Staatssekretär zu Hilfe gekommen war, damit es leichter würde, „die Staatsgewalt soll lieber hinausgehen. Die Kluft zwischen der Staatsgewalt und den Rechtlosen ist groß. Es gibt keinen gemeinsamen Nenner, der eine offene Aussprache ermöglichen könnte.“

„Auch der Staatssekretär gehört zur Staatsgewalt“, sagte Karaulić lachend, doch in der Hoffnung, den Salon nicht verlassen zu müssen.

„Er ist die hohe Staatsgewalt, und diese befaßt sich nicht mit kleinen Fischen“, begegnete Matija der Herausforderung von Karaulić.

Karaulić und Lokvić standen wahrhaftig ohne Einwand auf, verabschiedeten sich lustlos und wandten sich dem Ausgang zu.

„Wenn der Kommandant abreisen wird, gebe ich euch Bescheid“, rief Matija hinterher.

„In Ordnung“, antworteten sie beim Fortgehen.

„Jetzt erzähle“, begann Matija und sah Ećimović direkt in die Augen. „Schütte dein Herz aus, er gehört nicht zum OZNA“, fügte er hinzu und zeigte auf den Sekretär. „Laß deinem Zorn auf die Russen und, wenn du willst, auch auf uns freien Lauf. Für uns ist das alles vorbei und bereits Geschichte.“

„Matija, warum liegt dir daran? Vielleicht interessiert es den Genossen gar nicht.“

„Es interessiert ihn, erzähle.“

Ećimović wand und drehte sich auf seinem Stuhl, trank immer schneller und in immer größeren Schlucken und schaute bald Matija bald den Staatssekretär an.

„Laß wenigstens einmal den Dampf ab“, hob Matija die Stimme.

„Also“, Matija stand mit dem Glas in der Hand auf und sah sich um, als suche er etwas im Salon.

Aber im Salon war außer ihnen niemand. Es war schon spät und ringsumher Stille, nur der Wind bewegte von Zeit zu Zeit die Zweige, die gegen das Blechdach des Hotels schlugen, an den Scheiben kratzten und Schatten warfen, wenn der Mondschein auf sie fiel.

„Jetzt ist deine große Stunde gekommen“, sagte Matija. „Kneife nicht.“

Der Sekretär war schon müde und sagte nichts mehr. Er blickte gleichsam stumpf auf sie beide, doch hätte man auch nicht behaupten können, daß aus seinem Blick Desinteresse sprach. Er rauchte eine Zigarette nach der anderen, doch ruhig und geduldig, und keine seiner Handbewegungen verriet Nervosität. Aufmerksam goß er beiden nach und studierte dann und wann, um sich die Zeit zu vertreiben, die Etiketten auf den Flaschen, die er gedankenlos zwischen den Händen hin- und herdrehte.

„Also“ nahm zum wer weiß wievielten Male *Éćimović* einen Anlauf, „das war so. Ihr wißt, wie es war und wie lange es dauerte. Das ist euch alles bekannt. Aber dann am Schluß, kurz vor dem Ende, wie es uns zumindest schien, brachte man uns in einen Hof. Dort ließen sie uns vor einer Tribüne antreten, die wie ein Granatapfel zum Bersten voll mit Generälen besetzt war, denen die Auszeichnungen im Dämmerlicht auf der Brust glänzten. Dann trat einer vor und legte los: „Kroaten, slawische Brüder, wer hetzt euch gegen Rußland auf? Welche finstere Macht tut das und warum? Es ist das zweite Mal, daß ihr gegen Rußland zieht, daß euer kleines Volk sich gegen unser großes erhebt. Ihr seid noch immer nicht zur Vernunft gekommen. Das erste Mal habt ihr es mit dem napoleonischen Heer versucht, als er euch schmeichelte, weil er euch als die

besten Soldaten lobte. Doch ihr habt es nicht geschafft und starbt wie die Fliegen auf dem Rückzug aus dem leeren Moskau und auf dem Rückzug in den verschneiten Einöden Rußlands. Ebenso wird es euch auch diesmal ergehen, so als hättet ihr davon niemals gewußt oder erfahren. Dieses Mal seid ihr mit den Horden Hitlers gegen unser heiliges Land gezogen. Warum? Antwortet ehrlich, und wir werden euch freilassen. Seid ihr überhaupt Kroaten?"

"Ja!" brüllten wir.

In dem Moment regte sich jemand auf der Tribüne schrecklich auf. Er griff nach der Pistole und schoß mehrere Male in die Luft.

"Ruhe! Schweigt!" schrie er.

Wir wie auch die Russen auf der Tribüne und ringsumher verstummten. Genau das hatte er wohl auch gewollt.

"Sie sind Verräter", fuhr er jetzt fort. "Ich bin Kroat. Kroaten sind heute nur diejenigen, die auf der richtigen Seite kämpfen, gegen den Faschismus und die internationale Reaktion."

Was er mit dem zuletzt Gesagten meinte, habe ich gar nicht verstanden.

Die Russen auf der Tribüne versuchten, ihn zu beschwichtigen, doch er ließ sich nicht beruhigen.

"Wenn ihr es nicht tun wollt, dann bringe ich sie um", wiederholte er.

"Wir werden euch nicht umbringen", nahm der russische General wieder das Wort, als hätte er jenen Kroaten gar nicht gehört. "Ihr werdet jetzt genauso wie seinerzeit bei Napoleon zeigen, daß ihr die besten Soldaten seid. Ihr werdet den Kampf fortsetzen, gegen euren früheren Herrn, gegen den, der euch hier in

unser großes und unbesiegbares Land geführt hat, um es zu plündern und zu brandschatzen, ohne zu wissen, für wen? Ihr werdet euch gegen sie wenden. Wir geben euch Waffen und Rangabzeichen zurück, und ihr bekommt wieder euren Kommandanten."

So haben wir die Front gewechselt. Es ging uns nur darum, uns irgendwie aus der Affäre zu ziehen.

Doch dann begann es erst richtig, die Suche nach der Spur der Deutschen. Am allerschwersten war es, nach Spuren im Schnee zu suchen, überall nur weiße Unendlichkeit unter einem Himmel, der alles wie eine riesige dunkelblaue Herdplatte bedeckt, unter der wir schmoren.

So rückten wir voran, Schritt für Schritt, die Füße schwer wie Blei aus dem Morast ziehend. Wir waren durstig und hungrig und so träge wie Kühe, die im Sommer auf der Weide dösen. Der russische Offizier, der uns begleitete, sagte: "Wer als erster nach Berlin kommt, der ist frei", oder "Wer als erster Deutschland riecht." Genauso hat er sich ausgedrückt.

Es war leicht, Deutschland zu riechen, nur war es weit bis dahin.

"So wie ihr unsere Spur gefunden habt, werdet ihr nun auch die Spur der Deutschen finden", hielt uns dieser Russe ständig vor. "Was wollt ihr mehr?"

Nichts. Wir haben nichts mehr gewollt. Was hätten wir auch wollen sollen? Wer hätte mehr gewollt? Mehr wäre nur noch die Erschießung gewesen, wenn alles sowieso schon zu Ende war. Die Befehlshaber hatten sich schon ergeben, die Generäle wurden von russischen bartlosen Rekruten in Gefangenschaft abgeführt, ganze Regimenter waren aufgerieben worden und existierten nicht mehr. Aber wir waren übriggeblieben, als hätte uns die Munition nicht haben wollen,

als ob uns selbst jetzt niemand haben wollte, als ob niemand ein Interesse an uns hätte und uns keiner brauchen würde. Es war, als hätte uns jemand vor jemandem für etwas bewahrt, für etwas anderes. Kurz gesagt, wir waren fehl am Platze, doch es war nicht leicht, in diesem Trommelfeuer fehl am Platze zu sein. Ohohooo! Das war eine Hölle! Doch wenn du ungeschoren und unversengt der Hölle entkommst, wer kann dir dann noch etwas anhaben? Wir tauchten in die Steppe wie Fliegen ohne Köpfe, und wir wußten nicht, wohin wir gingen. Wir hatten keine technische Ausrüstung, und alles war zerstört. Die Russen sind merkwürdige Strategen. In einer unendlichen Ebene gibt es nichts und nicht einmal sie selbst. An nichts konnte man sich orientieren, denn was wir hätten vorfinden können, hatten sie zerstört, und was man hätte wiedererkennen können, umgestellt.

Dies war eine Zeit, während der ich mich an nichts mehr erinnerte, weder an die Kinder noch an Freunde noch an Verwandte oder an die Heimat. An die Heimat dachte ich eigentlich gar nicht mehr. Wenn das ganze Land aufgerissen war, die Grenzen zerstört und ganze Völker und Heere durcheinandergewirbelt worden waren, wie sollte ich da glauben, daß meine Heimat übriggeblieben sein konnte.

So wußte ich auch nicht, wo ich war. Die Wegweiser lagen umgestürzt. Wenn sie irgendwo aus dem Boden ragten, so konnte niemand sicher wissen, ob sie am richtigen Platz standen, ob nicht müde und erschöpfte Soldaten sie mit sich geschleift hatten, weil sie irrtümlicherweise meinten, es sei Gott weiß was.

Ich sage euch, wir konnten uns auf nichts mehr verlassen. Wir schleppten uns vorwärts, wohl wissend um die Erschöpfung unserer Organismen, vorbei an umgestürzten Bäumen, abgedeckten Dächern, verbrann-

ten Dörfern, gesprengten Bahnlinien, geborstenen Brücken, geschändeten Friedhöfen und Kirchen, vorbei an ausgehungerten und verängstigten Menschen,... und wir wußten nicht, wohin wir uns schleppeten. Fragten wir jemanden, so konnten wir uns nicht auf die Antwort verlassen, denn in der Regel machte jeder falsche Angaben. Nur vorwärts, dem Sonnenuntergang entgegen! Wenn sie aufgeht, heißt es in die andere Richtung laufen und wenn sie untergeht, hinterherlaufen. Aber die Sonne hoch oben lachte nur über uns alle. Wenn sie so am hohen Firmament hing, war sie wie ein Zeichen Gottes über unseren Köpfen.

Nicht fragen, wohin und in welche Richtung, nur vorwärts! So sagte ich mir und schleppte mich immer mit letzter Kraft voran und zog mit höchster Anstrengung die Füße aus der Erde, als sei ich in ihr festgewachsen.

Nicht fragen, wohin und in welche Richtung, nur weiter! Wenn du erschöpft bist, dann fürchte dich vor Schlimmerem und gehe weiter und wenn du hungerst, dann hoffe, daß du in der Richtung, in die du gehst, Nahrung finden wirst, denn hinter dir gibt es sowieso nichts zu essen.

Willst du jemanden finden, dann glaube, daß er sich auf der Seite befindet, wohin sie dich treiben. Du weißt doch selbst, daß du alles im Land, das hinter dir liegt, durchsucht hast und dich sowieso niemand einholen kann, weil du so schnell dahinschreitest.

“Wenn wir schon nicht Moskau zerstört haben, werden wir dafür jetzt Berlin zerstören”, wiederholte unser Kommandant ständig. Wir näherten uns Berlin. Der Kommandant sagte uns, daß Hitler in Berlin sei und wir ihn, wenn wir schnell und klug wären, lebendig ergreifen und ihm dann alle unsere Leiden heimzahlen würden. “Wir werden ihm die Haut abziehen”, wiederholte er immer. “Er soll sich an uns kroatische Internationa-

listen erinnern. Wir werden uns an ihm für unser Land und unsere Kinder, von denen wir nicht wissen, wo sie sind, rächen, an ihm, der uns auf dem ganzen Kontinent zusammengetrommelt und in die Hölle geschickt hat. Gegen Stalin. Warum ist er nicht selbst gegen ihn gezogen?"

"So schnell wie möglich nach Berlin, so schnell wie möglich", wiederholte unser Kommandant dauernd.

Und so wuchs unsere unbestimmte Wut.

So kamen wir wütend in Berlin an.

Vor Berlin hielten sie uns an. Die Russen. Sie waren schon in der Stadt.

Die Stadt selbst stand unter Blockade, alle Ausgänge wurden kontrolliert, und nur solche Personen, die von den großen Generälen ausgewählt und identifiziert worden waren, konnten hinein. So hatten wir uns also ganz umsonst beeilt. Einige sagten das auch unserem Kommandanten, doch dieser antwortete selbstbewußt:

"Ihr versteht die Strategie nicht. Auf der anderen Seite sind die Amerikaner."

"Was sollen wir jetzt tun?" fragten wir laut und einmütig.

"Was ihr wollt, ihr seid frei."

"Dann können wir nach Hause?"

"Ja, wenn ihr es wagt."

"Wieso sollten wir nicht wagen, nach Hause zurückzukehren?" erhob sich ein Geraune.

"Euer Zuhause liegt in eurem Land, in Kroatien, und Kroatien hat vom ersten Tag an auf der richtigen Seite gekämpft, doch ihr erst seit einem Jahr. Wie ihr wollt."

“Ich brauche euch nicht mehr”, sagte er. “Wenn ihr nach Hause wollt; dann wollen wir uns wie Männer verabschieden. Lebt wohl!”

So begannen wir, uns zu verabschieden.

“Alles in allem wart ihr eine gute Mannschaft”, sagte er uns und reichte jedem die Hand.

“Wie ihr in euer Land kommen sollt, weiß ich selbst nicht!”

“Wir kommen schon zurecht”, antworteten wir alle wie dressierte Papageien.

“Achtet auf eure Uniformen. Ich rate euch, beide mitzunehmen.”

Ich nahm also beide mit, sowohl die russische als auch die deutsche Uniform. So schlug ich mich durch, in Österreich mit der deutschen Uniform und in unserem Land mit der russischen. Doch nahe bei der Stadt sprach mich jemand an, führte mich in sein Haus, gab mir zu essen und zu trinken und bat mich schließlich, ihm die russische Uniform zu überlassen. Es war ihm ein ganz großes Anliegen, wie ich aus unserem Gespräch verstehen konnte. Ich wußte nicht, was ich tun sollte und wagte nicht, sie herzugeben, denn gerade diese Uniform war für mich unentbehrlich, aber ich konnte ihn auch nicht loswerden oder ihn irgendwie davon abbringen, mir die Uniform auszuziehen. Außerdem fühlte ich mich ihm gegenüber verpflichtet, da mich dieser Mann zum ersten Mal nach so langer Zeit sich richtig hatte sattessen lassen. So zog ich die russische Uniform aus und die deutsche an. Merkwürdigerweise wunderte er sich gar nicht. Vielleicht bemerkte er es vor lauter Aufregung überhaupt nicht, oder er hatte noch nie eine deutsche Uniform gesehen. Ich zumindest bin mir nicht sicher, ob die Deutschen wirklich durch jedes Dorf gekommen sind.

„Doch“, sagte Matija entschieden, und das war die einzige Unterbrechung des Monologs von Ećimović.

„Vielleicht auch nicht“, meinte der Staatssekretär, der also noch wach war, „das heißt, welchen Weg haben Sie denn genommen?“

„Ich hielt mich auf der Rückkehr so weit wie möglich an Wälder, Wildnis und Hirtenunterkünfte.“

„Ja, ja“, sagte der Staatssekretär lustlos. „Doch die Deutschen hielten sich mit ihrer Technik an die Kommunikationsverbindungen.“

„Das ist alles“, unterbrach Matija die Unterhaltung.

„In der Hauptsache ja.“

„Schade, daß sie nicht dageblieben sind“, schloß Matija, der damit Karaulić und Lokvić meinte, und hob das Glas.

„Sie schlafen jetzt den Schlaf der Gerechten“, fügte der Staatssekretär dem Schlußwort Matijas hinzu und nahm sein Glas. Ećimović begriff, daß jetzt auch seine Geschichte zu Ende war.

„Können wir wohl noch einen Kaffee bekommen?“ fragte der Staatssekretär.

„Hier ist keiner mehr da, doch wir können zu mir gehen“, antwortete Matija.

„Dann machen wir aber bis zum Morgen weiter“, gab der Sekretär Matija zu bedenken.

„Das braucht dir doch nichts auszumachen, du fährst ja nicht.“

„Eh, weißt du, ich muß eine Nachricht für Mirko hinterlassen, damit er weiß, wo ich bin.“

„Er bringt sie ihm auf das Zimmer“, sagte Matija und meinte damit Ećimović, der hochsprang wie ein Krei-

sel. "Er ist kräftig, ausgeruht und nicht vom Arbeiten erschöpft", fügte Matija spöttisch hinzu.

Während der Sekretär den Zettel schrieb, öffnete Matija die Fenster, und erst jetzt konnte man richtig sehen, wie verraucht der Salon war.

102

Matija nahm auch Ećimović zur Verabschiedung des Sekretärs mit.

Der Sekretär gab Ećimović die Hand wie allen anderen, sodaß die Menge, die sich versammelt hatte, sprachlos vor Staunen war. Danach erhob sich ein Stimmengewirr, das den Motor, den der Fahrer eilig anließ, noch übertönte.

„Tu was für ihn“, waren Matijas letzte Worte, bevor er und der Sekretär einander umarmten und sich die Hände schüttelten.

„Ich versuche es“, versprach der Sekretär. „Mit den Deutschen läuft alles gut.“

Karaulić und Lokvić hatten das nicht gehört, weil sie weiter entfernt standen, doch selbst wenn sie es gehört haben sollten, hätten sie es eben überhört. Sowieso hatte sie jeder Schritt des Sekretärs in der Stadt aus der Fassung gebracht, angefangen mit der Ankunft, über die Begegnung und das Gespräch mit Matija und Ećimović, bis hin zum inoffiziellen Abschied.

Selbst Matija wußte nicht, ob der Sekretär tatsächlich etwas in der Sache Ećimović unternommen hatte. Doch als Dmitar atemlos zu ihm kam und sagte: „Ein paar Deutsche fragen nach Ećimović. Du sollst entscheiden, ob er mit ihnen reden darf“, da schien es ihm, daß es sich hier genau um das entscheidende

Problem handeln müsse und der Sekretär es also nicht vergessen hatte.

Er ist noch ein richtiger Kamerad, dachte Matija und erinnerte sich seines Kommandanten.

“Wieso soll ich das entscheiden, wollen die Deutschen etwa mit mir reden?” fuhr er Dmítar an und fertigte ihn so ab.

“Matija, du weißt doch, daß er auf dich hört. Wenn er aber etwas auf eigene Faust unternehmen sollte...”, murmelte Dmítar und eilte davon, als flüchte er vor Matijas Zorn und Logik.

“Soll er vielleicht etwas auf deine oder meine Faust unternehmen?” schrie ihm Matija hinterher.

Doch Matija wußte, was zu tun war.

“Irgendwelche Deutschen wollen dich sehen”, sagte er zu Ećimović. “Sie sind im Hotel.”

Ećimović sagte kein Wort, aber Matija fuhr ruhig fort.

“Beeile dich, die Leute warten. Vielleicht ist auch dein Kommandant aus dem Krieg dabei und erteilt dir Befehle. Wenn du willst, komme ich mit, falls es kein Geheimgespräch ist.”

“Nein, komm mit”, freute sich Ećimović über Matijas Vorschlag.

So begaben sie sich in das Hotel.

Die Deutschen saßen am großen Tisch in der Ecke in einiger Entfernung von den beiden Leuten, die Karaulić geschickt hatte.

“Rede deutsch”, sagte Matija zu Ećimović, als sie an den Tisch traten.

“Also Sie sind das ganz ohne Zweifel”, sagte einer der Deutschen. So war der offizielle Teil des Gesprächs in

wenigen Minuten beendet. Als die Deutschen fortgehen wollten, sagte Matija zu Éćimović:

„Lade sie zum Mittagessen ein, wie es bei uns üblich ist.“

Und Matija rief den Kellner.

„Ein festliches Essen für die deutschen Herrschaften und für uns beide. Im Salon. Auf meine Rechnung!“

Der Kellner zeigte, daß er verstanden hatte, obwohl er sich wunderte. Jene beiden aber standen auf und begaben sich mit einem unbestimmten Grunzen zum Ausgang.

„Ihr seid merkwürdige Leute“, wunderten sich die Deutschen, als sie schon etwas beschwipst waren.

Nach einigen Tagen erhielt Éćimović ein Schreiben:

„Sehr geehrter Herr Éćimović,

unserer Kenntnis nach steht Ihnen als einem treuen Soldaten der Wehrmacht eine Rente in Höhe von 620 DM zuzüglich 200 DM für das Eiserne Kreuz zu, gemäß dem Versorgungsgesetz für Soldaten aus dem zweiten Weltkrieg.“

Der Brief kam als Original und in kroatischer Übersetzung.

„Nun hast du, was du wolltest, aber du wirst nicht lange etwas davon haben“, sagte der Beamte zu Éćimović, als er ihm die Nachricht aushändigte.

Éćimović dachte in diesem Moment jedoch nur an Matija.

„Siehst du, nun hast du doch bekommen, was dir zusteht“ sagte Matija zu ihm, als er ihn einlud, die Rente zu feiern.

„Ich weiß nicht, wieso sie sich meiner erinnert haben?“

“Aber ich”, sagte Matija gleichsam weise, und es kam Éćimović zum ersten Mal so vor, als ob Matija etwas vor ihm verbergen und nicht alles sagen wolle. “Es ist viel Zeit vergangen. Andere Menschen sind herangewachsen, und auch das Land hat sich verändert. Sie haben sich deiner nicht erinnert, sondern deinen Namen in den Dokumenten gefunden. Für sie sind das jetzt sowieso nur noch Papiere. Aber die Jahre, die du diesen Papieren nach auf ihrer Seite gekämpft hast, zählen wie ein Leben. Dein Leben neigt sich sowieso dem Ende zu, genauso wie meines. Wenn die Menschen, die nach uns kommen, nicht in den Dokumenten nachsehen, dann werden sie überhaupt nicht wissen, wer du oder ich waren oder wann wer von uns auf welcher Seite kämpfte. Sie werden auch gar nicht wissen, wie man diese Seite beurteilen soll. Vielleicht tun sie das auch gar nicht. Vielleicht haben sie dann ganz andere Seiten, auf denen wir überhaupt nicht zu finden sein werden.”

Matija wurde krank. Die Krankheit überfiel ihn unerwartet. Er hatte ebensowenig mit einer Krankheit gerechnet, wie er jemals Angst empfunden hatte. Er wollte nicht ins Krankenhaus, und so transportierte man ihn mit Gewalt ab. Offizielle Personen in weißen und blauen Kitteln kamen zu ihm, und er sagte geistesgegenwärtig zu ihnen:

„Staatsgewalt und Medizin treten gemeinsam auf, merkwürdig!“

Er wurde nicht operiert.

Alle besuchten ihn, die Staatsgewalt, das Volk, die Schulkinder und Ećimović. Solange er sich noch auf den Beinen halten konnte, öffnete Matija heimlich die Tür für Ećimović. Als er dann so schwach geworden war, daß er sich nicht mehr erheben konnte, schickte er über eine Krankenschwester Nachrichten an Ećimović, wann er zu welcher Zeit wohin kommen und wieviele Male er an das Fenster klopfen sollte.

So sahen sie sich oft.

Matija fühlte, daß sein Ende nahe war, und so bemühte er sich, nur das Wichtigste zu sagen. So sagte er auch zu Ećimović:

„Sie werden sich bei dir nach mir erkundigen, aber erzähle ihnen nichts. Denke dir was aus.“

“Doch wenn es für dich am schwersten sein wird”, hob Matija seine Stimme, so laut er noch konnte, “dann wende dich an den Kustos. Bei ihm ist ein Brief auf deinen Namen hinterlegt. Sage zu ihm: ‘Matija hat etwas für mich hinterlegt’. Drücke dich wortwörtlich so aus. Das ist das Kennwort. Tue dies jedoch erst dann, wenn du keinen anderen Ausweg mehr hast.”

Bis zu seiner Rückkehr hatte Ećimović eigentlich nicht gewußt, wo er gewesen war, wie weit das Land, in dem er sich aufgehalten hatte, entfernt lag, und wo sich dieses Stalingrad befand.

Doch seitdem er zurückgekehrt war, hatte er begriffen, daß er nicht einfach in irgendeinen Kampf in einer Hölle verwickelt worden war, in die man ihn wie einen großen Sträfling und Sünder gestoßen hatte, sondern es sah nun so aus, daß er an einem großen und berühmten Kampf teilgenommen hatte, der weder zu vermeiden noch zu gewinnen gewesen war. So war er seit seiner Rückkehr zu einem großen Rätsel geworden. Jeder meinte jetzt, daß er von einer so weiten Reise große Geheimnisse in unsere kleine Stadt mitgebracht haben müsse, die er nur nicht verraten wolle und dürfe, die aber gefährlich für die Zeit und die Menschen und ansteckend wie eine Epidemie für die Umgebung seien.

Doch niemandem außer Matija will er diese Geheimnisse verraten. Aber Matija liegt im Sterben und könnte, selbst wenn er wollte, niemandem etwas erzählen, denn er spricht schon schleppend und unverständlich und hat keine Kraft mehr, den Kopf zu heben.

Deshalb stürzen sie sich auf Ećimović.

Sie folgen ihm, wohin er auch geht, warten vor seiner Türe, bis er schwerfällig aufsteht, sich lange rasiert und langsam anzieht, weil er hofft, daß sie, die auf ihn

warten, aufgeben und fortgehen würden, doch sie stehen da wie festgewachsen.

Schon knallt die Sonne senkrecht auf die Wipfel der Bäume und vernichtet die letzten Schattenoasen auf dem Bürgersteig, doch Ećimović hat sich noch nicht einmal am Fenster gezeigt.

Deswegen klopfen sie an.

"Herein!" tönt es aus dem Haus wie ein Kommando.

Doch sie wollen nicht eintreten.

Sie sind noch jung und zu der Zeit zur Schule gegangen, als man dort lernte, daß Ećimović ein Satan sei, daß Folter und Tod seinen Spuren folgten und alles vor ihm die Flucht ergreife und die Menschen, die sich ihm entgegengestellt hätten, nicht mehr am Leben seien. Diese Vorstellung ließ sich nicht ausrotten, weder von Matija noch von den Eltern der jungen Burschen, die vor der Türe von Ećimović Wache stehen, noch von Ećimović selbst mit seinem wirren und angstvollen Irren von Kneipe zu Kneipe seit seiner ungewöhnlichen Rückkehr.

Deswegen sagen die beiden auch:

"Genosse Ećimović, wir wollen Sie nicht verhaften. Wir wollen Sie nur etwas fragen."

"Bitte", sagte er noch einmal streng und tauchte am Fenster auf, wobei er das Licht aus dem Raum aussperrte, als sei er im Fenster steckengeblieben.

"Sie waren häufig mit dem Genossen Matija zusammen. Er kann nun nicht mehr sprechen, aber es gibt noch viele wichtige Botschaften, die uns jungen Menschen übermittelt werden müssen. Die einzige Möglichkeit ist, daß Sie das tun."

"Aber wie?" fragte Ećimović streng, und sie schrakten zurück. "Wie?"

„Ja, das ist ein kleines Problem“, sagte derjenige, der am ernsthaftesten wirkte. „Sie können das nicht.“

„Natürlich kann ich das nicht. Warum fragt ihr mich dann?“

„Aber nur Sie allein wissen alles. Matija hat sich nur Ihnen anvertraut. Er hat Ihnen bestimmt auch geheime Dinge erzählt. Er hat sich nur mit Ihnen unterhalten. Wir aber möchten, daß nichts, was ihn betrifft, vergessen werde, wir wollen jedes seiner Worte aufzeichnen, damit wir wissen, wo er in jedem Augenblick seines Lebens war. So hätten wir es gerne.“

„Das sind ernste Dinge“, sagte Ećimović kalt, „die können wir nicht vom Fenster aus besprechen. Kommt herein.“

„Willigen Sie nur prinzipiell ein“, begannen sie sich herauszuwinden, „alles weitere ergibt sich dann. Wir leiten es an die zuständige Stelle weiter.“

„Wie ihr wollt“, fuhr Ećimović versöhnlich fort, „paßt nur auf, daß es nicht zu spät sein wird. Die Zeit fliegt dahin, und ich werde alt.“

„Wir werden uns beeilen“, sagten sie und machten so schnell kehrt, als würden sie vor Ećimović davonlaufen.

Während er zusah, wie sie davonliefen, dachte Ećimović über ihren Besuch nach. Er dachte daran, wie er voll Angst zurückgekehrt war. Er war aber nur deshalb zurückgekommen, weil er nirgendwohin sonst hätte gehen können. Er kannte niemanden und hatte auch während seines ganzen Kriegsdienstes keinen ernsthaften Menschen kennengelernt, der ihm hätte helfen können, sich dem Ganzen menschenwürdig zu entziehen, um selbst entscheiden zu können, wohin und gegen wen er ziehen wollte, um seinen Weg selbst zu wählen und ein Schicksal, das auch zu vermeiden

gewesen wäre. Doch er allein war dazu nicht in der Lage gewesen. Wenn der Mensch weit entfernt von der Heimat und von den Menschen lebt, mit denen er aufgewachsen ist und das Leben und die Zeit kennengelernt hat, dann fühlt er sich wie in einem anderen Leben und in einer anderen Zeit. Dann ist er auch irgendwie anders, gleichsam ein anderer Mensch. Er selbst, seine Sinne, sein Verstand und seine Kraft gehorchen anderen Gesetzen. Deshalb hatte er sich fallenlassen und konnte gegen nichts mehr Widerstand leisten. Er wollte das auch gar nicht, denn außerhalb der Welt, in der er lebte, gab es nichts Bekanntes und keinerlei Gewähr dafür, den Kopf aus der Schlinge ziehen zu können. Diese ganze Zeit hindurch hatte er nur seinen Kopf wahrgenommen, den er rücksichtslos ohne Sinn und Notwendigkeit nur als Zielscheibe auf den Schultern trug, während er jeden Moment darauf wartete, getroffen zu werden.

Als erstes verdrängt der Mensch die Angst, so auch er. Schon gleich zu Anfang, als er die Uniform anlegte, den ersten Schritt einexerzierte und mit fremden Menschen unter einem unverständlichen Kommando in unbekannte Richtung davonzog, verging seine Angst.

Die ganze Zeit hindurch dachte er nur daran, wann und von wem er getroffen werden würde. Wer würde dieser Unbekannte sein, der ohnehin zufällig und vielleicht aus Mutwillen oder Verzweiflung den Abzug drücken und im gleichen Moment seinem Leben ein Ende setzen würde? Dieser unbekannte und unsichtbare Mörder konnte ihn ganze Tage lang beschäftigen. Dieser Attentäter! Er dachte Methoden aus, wie er ihm entkommen könnte, doch alles, was er sich ausdachte, konnte er nicht verwirklichen. Weder sich selbst noch die anderen vermochte er auf den richtigen Weg zu führen, auf einen Weg, der ihnen zuweilen

als der richtige und rettende erschien und irgendwohin führte.

So blieb er in einem Vakuum hängen, weder in der Zeit noch im Raum zu Hause. Er wußte nur, daß er von irgendwoher stammte, daß er irgendwann einmal irgendwo mit irgendwem gewesen war.

Das veranlaßte ihn wohl auch dazu, zurückzukehren. So kehrte er zurück, verloren und verängstigt, ohne Vergangenheit oder Zukunft.

Doch alle glaubten, daß er trotzig zurückgekehrt sei und vor niemandem Angst habe.

Aber er hatte vor jedem Angst, sogar vor den Kindern, und er zuckte zusammen, wenn sie davonrannten und über die bewachsenen Wegraine ins Unkraut und in die Brombeeren stolperten, weil sie ihn erblickt hatten, wie er ganz schnell aus lauter Angst und nicht etwa aus Stolz und Übermut daherschritt.

Auch die Staatsgewalt ist überzeugt, daß Ećimović vor niemandem Angst hat, und so fürchtet sie sich vor jedem unbedachten Schritt, und die Last, die sie trägt, ist groß. Deshalb ist sie zornig auf Matija, der sie offen vor aller Welt ignoriert und Tag und Nacht zusammen mit Ećimović trinkt, als sei zwischen ihnen nichts vorgefallen und als hätten die geschichtlichen Ereignisse gar nicht stattgefunden, die sie auf immer voneinander entfernt und in ihnen alle Verbindungen durchtrennt haben, die sie in der Kindheit miteinander verbunden haben mochten, zu der Zeit, als sie sorglos heranwuchsen und nur nach dem Unbekannten und Ungewissen strebten, wobei jeder auf seine Weise unbewußt seinem Stern folgte und damit seinem Untergang oder Ruhm.

Aber Matija liegt jetzt im Sterben.

Geräuschlos, heimtückisch und unsichtbar tritt der Tod in sein Krankenhauszimmer, wo er schon seit

Tagen bewußtlos an das Bett gefesselt liegt. Er tritt so triumphierend und rachedurstig ein, daß niemand ihn aufhalten oder bemerken, niemand, nicht einmal Matija, sich ihm in den Weg stellen kann, obwohl es genug Menschen gibt, die es tun wollten. Viele würden so handeln und ihr Leben auf Matijas Bett legen, wenn es nur möglich wäre, wenn der Tod nur einwilligen wollte. Doch der Tod ist auch deshalb der Tod, weil er ganz präzis ist, weil er genau weiß und sieht, wen er will, und nur ihn allein kann niemand überlisten, betrügen oder seine Gründe durchschauen. Wenn der Tod kommt, bringt er nur Angst und Ohnmacht mit und schlägt alle Menschen dort, wo er sie überrascht, in Fesseln, sowohl die, die er sucht als auch die, an denen er vorübergeht. Er impft sie mit Ohnmacht, die lange anhält. So ist es auch jetzt in der Stadt.

Alle stehen ohnmächtig vor Matijas Sterben und auch vor Ećimovićs Leben.

Denn es ist nicht umgekehrt.

Alle sehen Ećimović, wie er nachdenklich durch das Fenster starrt und wartet, daß die beiden zurückkehren.

Niemandem fällt es ein, sich zu fragen, worüber Ećimović nachdenkt.

Aber Ećimović hat Angst, denn er kann ihre Absichten nicht durchschauen, und er weiß, daß es der Tod manchmal eilig hat, daß ihn jemand beschleunigen kann. Er zumindest hat genug plötzliches Sterben gesehen. Aber das war dann ein normales Sterben wie ein Verdikt, und es gab kein Geheimnis dabei. Aber wenn es kein Geheimnis gibt, dann ist die Angst größer und die Rettung seltener.

Sie kommen zurück, aber nicht zu zweit, sondern zu viert, je zwei nebeneinander. Sie kommen direkt auf ihn zu. Verstärkung.

"Genosse Ećimović", begann einer von ihnen, als sie angekommen waren, "wir haben nicht viel Zeit. Dem Genossen Matija geht es sehr schlecht, und er kann jeden Moment sterben. Wir brauchen aber Informationen für die Grabrede. Wir müssen ein komplettes Bild von ihm haben und kommen, um es zu vervollständigen. Sie werden uns Ihre Hilfe nicht verweigern."

"Für Matija tue ich alles, was in meiner Macht steht, doch das ist nicht viel. Für Matija muß es aber viel sein, denn er ist ein großer Mensch."

"Erzählen Sie uns alles, was er Ihnen hat gesagt und Sie sich gemerkt haben, was nicht wenig sein kann, und wir wählen dann aus."

"Ich habe mir das alles nur schlecht gemerkt, denn er war für mich so gebildet und geheimnisvoll. Ich habe ihn nur selten verstanden."

"Sie müssen es nicht verstanden, sondern sich nur alles gemerkt haben. Erzählen Sie alles, wie es war, von Anfang an, von der ersten Begegnung, vom ersten gemeinsamen Trinken an."

"Wer könnte sich merken, was Matija alles zu sagen weiß? Den Menschen gibt es nicht. Auch das gehört zu Matija, wenigstens für mich."

"Genosse Ećimović, reden Sie sich nicht heraus. Wir haben keine Zeit, uns gegenseitig zu überlisten. Erzählen Sie alles der Reihe nach."

"Der Reihe nach ist schwierig. Matija sprach niemals der Reihe nach. Das gab es bei ihm überhaupt nicht; er erkannte keine Reihenfolge an."

"Aber wir tun das", sagte einer nervös. "Sie doch auch, nicht wahr?"

Ećimović begriff, worauf der Untersuchungsbeamte hinauswollte und wurde verwirrt.

„Leute“, fing er bestürzt an, „ich kann euch wirklich nichts Wichtiges über Matija erzählen. Ihr müßt andere, ernsthaftere Leute fragen, solche, mit denen Matija öfter und länger zusammenwar und die man ernst nehmen kann.“

„Seid wann sind Sie mit dem Genossen Matija bekannt?“

„Mit Unterbrechungen“, dachte Ećimović nach, „seit 1929.“

„Was bedeutet das, mit Unterbrechungen?“ schaltete sich einer ein, der bisher geschwiegen hatte.

„Also, wir waren oft aus der Stadt abwesend, jeder auf seine Weise auf der Suche nach Arbeit. Wenn aber Leute einander lange Zeit nicht sehen, dann können sie auch nichts voneinander wissen, wer mit wem zusammenwar und warum, was er zustande gebracht, ob er es gut gemacht hat, ob er es auch hätte anders machen können...?“

„Also“, übernahm der erste wieder. „Sie haben den Genossen Matija auf dem Höhepunkt der Diktatur kennengelernt?“

„Wie meinen Sie das, auf dem Höhepunkt der Diktatur?“

„Ich meine, im Jahre 1929.“

„Ja, ja, 1929.“

„Recht so, alles ganz genau“, sagte der, der die meisten Fragen gestellt hatte und zog einen Bleistift hervor. „Jedermann weiß, wann die Diktatur war.“

„Was heißt hier, war?“ wunderte sich Ećimović. „Genosse Matija hat gesagt, daß auch heute noch irgendeine Diktatur herrsche.“

„Heute herrscht die Diktatur des Proletariats“, beeilte sich der Untersuchungsbeamte zu sagen, „aber das ist eine andere Diktatur.“

"Ja, eine andere", beruhigte sich Ećimović.

"Bitte", beruhigte sich auch der Untersuchungsbeamte, "wir müssen alles ganz genau aufnehmen. Über den Genossen Matija muß alles ganz präzise und genau sein. Für die Geschichte. Also, in welchem Verhältnis standen Sie zum Genossen Matija?"

"Wir waren Freunde."

Sie schrieben auch das auf.

"Weiter", sagte der, der aufschrieb, und der, der die Fragen stellte, fuhr fort:

"Hat Ihnen der Genosse Matija jemals etwas anvertraut?"

"Nein", sagte Ećimović entschieden, "er hat mir nicht vertraut."

Sie schrieben auch das auf und wunderten sich. Der, der aufschrieb, fragte:

"Wirklich?"

"Ich erzähle, woran ich mich erinnere und das ganz ehrlich", sagte Ećimović eingeschüchtert und gleichsam beleidigt, daß sie ihm nicht glaubten.

"Schwören Sie", sagte der, der schrieb.

"Bei was?" fragte Ećimović ungerührt. Sie faßten diese Frage als Antwort auf, und der, der fragte, sagte, als würde er sich erinnern:

"Ach ja, Sie haben nichts, bei dem Sie schwören könnten. Für Sie ist ja alles zusammengebrochen. Nun gut, das hier ist sowieso nur eine allgemeine Unterhaltung. In diesem Sinne werden wir uns unterhalten. Wir kommen Sie jetzt öfter besuchen, wir oder jemand anderer mit unserer Vollmacht. Entfernen Sie sich nicht aus der Stadt, reden Sie mit niemandem, damit Sie nicht unbedacht etwas verraten und trinken Sie

auch nicht zuviel, damit Sie nichts vergessen. Im jetzigen Moment sind Sie für uns unentbehrlich."

Ećimović entfernte sich nicht, doch sie hielten ihn unter ständiger Bobachtung. Im Café saßen in einiger Entfernung von ihm immer zwei Leute, die ihn grüßten und sich höflich dabei verbeugten. Weil er keine andere Wahl hatte, erwiderte er ihren Gruß und spendierte ihnen zu trinken. Oft saßen sie auch beisammen, doch schwiegen sie meistens, weil sie keinen Auftrag zum Fragen hatten. So begriff Ećimović eigentlich erst jetzt richtig, wo er lebte. Matija war der Stolz der Stadt gewesen, und alle, die in seiner Nähe waren, lebten wie in der Seligkeit oder im Paradies, geschützt wie in einem Gehege und mußten vor niemandem Rechenschaft ablegen. So war es auch für ihn gewesen, doch jetzt war das alles zu Ende. Seit Matija reglos und ohne Bewußtsein im Bett lag, fühlte Ećimović, wie die Fäden, die ihn mit Matija, mit der Stadt und mit allen Leuten verbanden, rissen und daß er wie an einer kurzen Leine gehalten durch Zeit und Raum taumelte, sich unter Menschen bewegte, deren Absichten er nicht erraten konnte und die Mächte, die dieses Leben bestimmten, nicht zu erkennen vermochte.

Er hatte Angst, ins Unglück zu stürzen.

Auch Matija hatte ihm oft wiederholt: "Wenn du mich überleben solltest, dann hüte deinen Kopf." Doch damals hatte er es nicht so wie jetzt begreifen können...

„Genosse Matija ist wieder zu Bewußtsein gekommen. Er will Sie sprechen“, sagte ihm der Krankenwärter im weißen Kittel schon an der Tür der Kneipe ganz außer Atem.

Éćimović sprang auf und rannte zum Ausgang. Die zwei Männer rannten hinter ihm her, packten ihn unter den Armen und drängten sich zusammen mit ihm in den Krankenwagen.

„Matija möchte alleine mit dem Genossen sein“, sagte der Krankenwärter, als das Auto schon in Richtung Krankenhaus raste.

„Wir werden vor der Türe warten.“

So blieben sie draußen vor der Türe stehen, die der Krankenwärter vor ihrer Nase mit der Klinke in der Hand schloß.

„Merke dir!“ sagte Matija mit ersterbender Stimme und sah Éćimović über sich unverwandt an, „ich habe es noch niemandem erzählt. In der Schlucht steht ein Felsen. Von weitem sieht er wie ein weißer Adler aus, oberhalb von ihm wächst eine Kiefer und unterhalb von ihm liegt eine Lichtung. Merke dir den heutigen Tag. An dem Tag wurde dort mein Stjepan begraben. Nur du weißt, daß er dort ruht. Wenn du aber nicht mehr sein wirst, dann wird es keiner mehr wissen. Du weißt also, daß du schweigen mußt. Jedes Jahr an diesem

Tag besuchte ich heimlich sein Grab. Ich kam dorthin, um ihm zu sagen, daß sein Alter noch lebt und keine Angst vor Flugzeugen hat und immer nur an seinen Tod denkt. Merke dir! Du bist so weit herumgekommen und hast soviel Unglück gesehen, doch du muß wissen, daß es kein größeres Unglück und keine schwerere Strafe gibt, als wenn dein eigenes Kind unter deiner Obhut umkommt. Ich habe es mir nie verzeihen können, ihn mit mir genommen zu haben, doch ich habe ihn in die Hölle mitgenommen, um ihn zu retten. Solche Zeiten waren das damals. Auch du bist daran schuld, aber das ist jetzt gleichgültig. Merke dir! Jeder, der sein Kind nicht vor einem fremden Tod bewahrt, hat die Hölle verdient. Deshalb sterbe ich jetzt schwer. Mein ganzes Leben lang habe ich allen Menschen nur Gutes gewünscht, aber mir selbst ist schon früh alles entrissen worden. Ich habe schon bald erkannt, daß wir alle nur aufgrund unserer Geburt ohne unseren Willen durch den Übermut und die Selbstsucht anderer in eine Welt gestellt werden, der wir keinen Widerstand entgegensetzen können, denn diese Welt hat sich schon stärkeren Mächten als uns entzogen. Merke dir! Du darfst niemandem erzählen, wo mein Stjepan begraben liegt. Sie würden ihn überführen und neben mir beisetzen, doch das will ich nicht. Ich habe es nicht verdient, zusammen mit ihm begraben zu werden. Mir kommt es so vor, als ob er dort noch lebendig sei und mich immer noch so vertrauensvoll anblicke und frage: 'Alter, hast du vor den Flugzeugen Angst?'

Außerdem hat er es dort schön. Vielleicht lebt er durch den Heldentod weiter. Ich erinnere mich genau an diesen Tag, an seine Energie, den Hunger, die Angst um mich und den Wunsch, daß alles vorbeigehen möge.

Er war ungeduldig.

Ich bitte dich, vergiß es nicht. Nichts anderes mehr will ich von dir. Aber erzähle niemandem davon. Der Tod meines Stjepan bleibt geheimnisvoller, wenn niemand darum weiß. Doch merke dir den Tag, den 14. Juni."

Matija reichte ihm kraftlos die Hand und schloß die Augen.

"Sie können gehen", sagte der Krankenwärter zu Ećimović, der sich fassungslos zur Tür wandte und die Tränen dabei abwischte.

"Was hat Ihnen der Genosse Matija erzählt?" bestürmten ihn die drei auf dem Gang wartenden Männer mit Fragen. "Erzählen Sie es gleich, denn sonst vergessen Sie noch etwas", wurden sie lauter, als wollten sie ihm befehlen. Ećimović aber, als hätte er sie nicht gehört, hastete den langen, weißen Gang hinunter, stürzte durch das Treppenhaus und rannte hinaus auf die Straße. Schneller und immer schneller lief er in Richtung Stadt. Alle sahen, wie er mit merkwürdigen, noch nie gesehenen langen Sätzen vorwärtssprang, als habe er gerade eben seine Deckung durchbrochen. Schnell wie noch nie zuvor, hat er jede Vorsicht aufgegeben. Er schaut sich nicht um und hat keine Angst, von hinten angegriffen zu werden.

Sie rannten deshalb hinter ihm her und schrien: "Halt!"

Er blieb jedoch nicht stehen.

Er rannte geschickt im Zickzack die Straße hinunter und ging hinter den Straßenecken in Deckung, als wisse er nicht, wohin. Angstvoll und verwundert wichen ihm die Leute aus, denn er weinte. Diejenigen aber, die ihn seit jeher gefürchtet hatten, rannten nach Hause und schlossen die Fenster. Es gab Leute, die dachten, daß etwas Schlimmes vor sich gehe, die Kinder in den Parkanlagen zusammenriefen und nach

Hause zerrten. Hinter den Vorhängen beobachteten sie, wie Écimović nach Hause rannte und wie ihn dabei in verschiedenen Entfernungen immer wieder hinter Bäume springend und in Deckung gehend, die Agenten des Geheimdienstes verfolgten und allmählich einholten.

Mit einem einzigen Satz sprang er über die Straße und jagte ihnen damit einen richtigen Schrecken ein. Jeder blieb an seinem Platz stehen, und einer schaute den anderen an, als wollten sie sich miteinander absprechen, doch eigentlich wartete jeder verstohlen darauf, daß der andere als erster losstürmen würde.

Unterdessen rannte Écimović ins Haus und verbarrikadierte die Türe. Er schloß die Fenster und klappte die Läden herunter. Inzwischen rückte Verstärkung an.

Sie umzingelten das Haus.

Als er ruhiger wurde, schaltete Écimović das Radio ein:

"Heute starb in der Stadt nach langer und schwerer Krankheit im 69. Lebensjahr Matija Ivandić, der Volksheld. Matija Ivandić hat sein ganzes Leben lang..."

Ein Zittern erfaßte Écimović, eisige Kälte ließ ihn zusammenschauern, und während er noch nicht ganz die Besinnung verloren hatte, schaltete er das Radio aus.

Er fürchtete sich mehr vor der Einsamkeit als vor den Leuten, die sein Haus umzingelt hielten. Er fühlte, wie der Raum, in dem er leben mußte, wieder enger geworden war und er erneut ins Unbekannte stürzte. Doch er hat keine Kraft mehr, Widerstand zu leisten oder es zu ertragen. Er kann auch gar nicht einschätzen, wie lange alles dauern würde. Er dachte an Matija, an alles, was er gesagt hatte, wie er ihn zu einem Leben angeleitet hatte, das weitergelebt werden mußte, aber ganz anders war als das vergangene Leben, beson-

ders für ihn, weil er mit seinem jetzigen Leben für das vergangene zahlt und der Preis hoch ist.

„Aber laß dich nicht unterkriegen!“ erinnerte er sich an das, was Matija häufig zu ihm gesagt hatte.

So entschloß er sich aus Respekt vor Matija zur Gegenwehr. Er stieg auf den Dachboden, schob ein paar Bretter auseinander und holte das Gewehr heraus, das er hier versteckt hatte, noch bevor er in den Krieg gezogen war.

Es dauerte geraume Zeit, während der er sich auf dem Dachboden einrichtete, um das Gewehr in Anschlag zu bringen, bis die Leute auf der Straße merkten, daß sich zwischen den auseinandergeschobenen Ziegeln ein Rohr bewegte.

„Nicht schießen! Lege die Waffen nieder!“ schrien sie, doch er kümmerte sich nicht darum.

„Er wird uns über den Haufen schießen“, sagte einer von ihnen, „und wir können ihn nicht einmal sehen.“

„Wir stürmen das Haus.“

Mittlerweile entfernte Ećimović einige Ziegel, steckte den Kopf heraus und sagte ruhig:

„Verschwindet!“

„Sie werden teuer bezahlen!“ sagte einer.

„Verschwindet!“ wiederholte Ećimović mit gleicher Stimme. „Dmitar soll kommen!“

„In Ordnung“, atmeten die Leute auf der Straße auf.

Von allen Seiten erschallte die Nachricht über Matijas Tod. Zeitungen, Radiosender und Fernsehen veröffentlichten die Neuigkeit. Die ganze Stadt war auf den Beinen, und alle waren fassungslos und niedergeschlagen. Es ließ sich jedoch kaum unterscheiden, wer erleichtert aufatmete und wer aufrichtig trauerte, doch soviel stand fest, daß sich niemand freute.

Aus dem ganzen Land kamen die Beileidstelegramme, und noch nie zuvor waren soviele Telegramme in die Stadt gesendet worden. Sie kamen aus großen Städten und unbekannten Orten, die nicht einmal auf den Schülerlandkarten zu finden waren. Es gab darunter auch Telegramme aus dem Ausland, und einige vermuteten, daß sie von feindlichen Generälen geschickt worden wären. Es mußten jedoch alle Telegramme übermittelt und für das Museum aufbewahrt werden.

Das Begräbnis wurde unter größten Ehrungen begangen. Eine Kapelle spielte den Trauermarsch, und der Trauerzug durch die Stadt schien keine Ende zu nehmen. Berühmte und unbekannte Redner lösten einander ab und priesen schmerzgebeugt den Ruhm und die Tapferkeit des Genossen Matija.

Als dann alles vorbei war, die weinenden Menschen auseinandergegangen waren und der Friedhof auf der Höhe oberhalb der Stadt verlassen und wieder wie früher als eine kleine Oase der Stille dalag, mit Bäumen

und Grabsteinen ungleichmäßig gesprenkelt und von geometrisch abgemessenen und festgetretenen Wegen durchzogen, als die Menschen, die aus weit entfernten Orten angereist waren, um ihrem Genossen Matija die letzte Ehre zu erweisen, wieder abgereist waren, begannen sich die Einwohner der Stadt, die dageblieben waren, zu fragen, was mit Ećimović geschehen würde. Die einen fragten sich dieses besorgt, andere unter großer Vorsicht und wieder andere wie überall mit Schadenfreude und der Beimischung einer irrationalen Rachsucht, wie sie immer in den Herzen unterdrückter Menschen glimmt, mal stärker, mal schwach wie ein kleines Flämmchen, das diejenigen, die es versengen soll, mit dem bloßen Fuß austreten können.

Aber Dmitar stand mit seiner Begleitung schon vor Ećimovićs Haus.

Ećimović tauchte am Fenster auf, blickte vorsichtig in alle Richtungen und sagte:

„Die beiden da sollen sich entfernen!“

„Ohne meinen Befehl können sie nichts tun“, sagte Dmitar.

„Wenn sie aber den Gehorsam verweigern?“

„Das wird nicht geschehen, weil sie anders erzogen sind.“

Ećimović verstand die Anspielung von Dmitar, doch ignorierte er sie geduldig und spielte den Naiven. Dmitar fuhr fort:

„Du hast zugesagt, daß wir uns einigen würden.“

„Ja, das habe ich versprochen, denn mir selbst liegt auch an einer Übereinkunft“, entgegnete Ećimović so selbstbewußt, als stünde er mit Dmitar auf gleichem Fuß.

Seit Matija gestorben war, hatte Éćimović das Taktieren aufgegeben. Ob dies nun dem Einfluß von Matija zuzuschreiben war oder aber der Erkenntnis, daß er sowieso nichts mehr zu verlieren hatte, ob er der ständigen Flucht und Heuchelei einfach überdrüssig war, er hatte jedenfalls beschlossen, wieder den Einsatz seines Lebens zu wagen, diesmal aber völlig bewußt, denn ihm war klar, was ihm zustoßen konnte, gegen wen er sich erhoben hatte und, was am allerwichtigsten war, zu welcher Zeit und unter welchen Bedingungen. Er war sich dessen bewußt, doch überwog der Wunsch, alles so schnell wie möglich zu einem Ende zu bringen.

"Komm runter!" sagte Dmitar und versuchte, den Befehl nicht allzu streng klingen zu lassen.

"Ich komme, aber mit Gewehr."

"Du entlädst das Gewehr hier vor meinen Augen, übergibst es durch das Fenster und kommst runter."

"In diesem Fall übergibst auch du dein Gewehr!" sagte Éćimović unerwartet. "Und sie auch!" deutete er auf Dmitars Begleitung.

"Wem denn?" wunderte sich Dmitar und griff automatisch nach seiner Pistole.

Auch Éćimović brachte das Gewehr im Fensterrahmen in Anschlag und zielte nach unten, allerdings nicht genau.

"Bist du verrückt geworden?" erbebt Dmitar und umklammerte fest seine Pistole, während die Begleitung die Gewehrmündungen aufgeregt gegen das Fenster richtete.

"Immer nur langsam! Nicht schießen!" hielt Éćimović sie kalt und bestimmt zurück, als würde er ihnen einen Befehl erteilen.

Mittlerweile bedeutete Dmítar der Begleitung mit einem Handzeichen hinter dem Rücken, nicht zu schießen. Also nahmen sie sich zusammen, doch keiner rührte sich auch nur von der Stelle.

"Wir werden das Feuer nicht eröffnen", versprach Dmítar.

"Ich auch nicht", nahm Ećimović das Versprechen an.

Inzwischen kam wie zufällig eine Gruppe von Leuten vorbei, die absichtlich langsamer gingen. Dmítar ließ sie schweigend passieren, doch die Passanten lasen in seinem Blick, daß sie sich zu beeilen hatten. Als sich die Gruppe genügend entfernt hatte, um das Gespräch nicht mehr mitverfolgen zu können, fuhr Dmítar fort:

"Nimm Vernunft an und ergib dich!"

"Ergib du dich!" blieb Ećimović unerschütterlich.

"Das ist doch dasselbe."

"Nein, denn ich übergebe dir eine Kampftrophäe, aber du mir nur ein ganz normales Gewehr."

"Du kannst mich aber auch mit einem ganz normalen Gewehr erschießen."

"Was ist mit der Begleitung?" fragte Ećimović und deutete mit dem Gewehr auf die jungen Männer hinter Dmítars Rücken, die zusammenfuhren. Dmítar schloß daraus, daß Ećimović Mut gefaßt hatte und nicht nachgeben würde.

"Die Begleitung ist für den Fall da, daß mir etwas zustoßen sollte", sagte Dmítar, dem nichts Besseres einfiel.

"Ich weiß", akzeptierte Ećimović die Erklärung, "die Begleitung ist dazu da, mich umzubringen, wenn ich dich umgebracht habe."

„Genau“, sagte Dmítar mit einer Stimme voll von Drohung und Warnung. „Entscheide dich jetzt, ob du mich umbringen willst.“

„Wenn du die Begleitung wegschickst, bringe ich dich nicht um. Drei Mann gegen einen ist eine Schande. Das gab es nicht einmal im Krieg so.“

„Sie sind hier zu meiner Sicherheit, aber nicht um jemanden umzubringen.“

„Du glaubst mir also nicht. Warum streiten wir also?“ eröffnete Ećimović die eigentliche Unterhandlung.

„Ich glaube dir, wenn du dich ergibst.“

„Ich bin aber für eine Unterhandlung auf gleichberechtigter Basis. Was könnte ich ohne Waffen noch verhandeln? Welche Argumente hätte ich in der Hand?“

„Du wirst unsere Fragen beantworten und brauchst dafür überhaupt keine Argumente. Wir schreiben alles so auf, wie du es sagen wirst.“

„Mit dem Gewehr in der Hand kann ich mich aber viel besser konzentrieren und muß mich nicht aufregen, wenn ich mich an Einzelheiten erinnere. Wenn ich das Gewehr mit meiner Hand umklammere, dann fühle ich, daß ich mich an etwas festhalte. Hast du dich noch nie unterwegs an einen Baum gelehnt, um dich beim Ausruhen an etwas Vergessenes zu erinnern, das für dich in jenem Augenblick lebenswichtig war?“

„Lehne dich an die Wand.“

„Ich könnte in Ohnmacht fallen und durch das Fenster auf die Straße stürzen. Dabei könnte ich ums Leben kommen, und aus den Memoiren des Genossen Matija würde nichts mehr.“

„Komm mit in mein Büro. Dort kannst du dich auf den Tisch stützen.“

“Das wäre ja dann geradezu, als ob ihr mich verhaftet hättet, ein Verhör, an dem wohl auch euch nach so vielen Jahren nichts mehr liegt.”

“Wir wollen dich nicht verhaften.”

“Was also?”

“Ergib dich, und du bist frei.”

“Wir verschwenden nur Zeit”, lenkte Ećimović das Gespräch in eine andere Richtung, “worum geht es dir eigentlich, um mein Gewehr oder um die Erinnerungen an den Genossen Matija?”

“Zuerst einmal geht es mir um dein Gewehr.”

“Es wäre besser, wenn es dir zuerst einmal um die Erinnerungen ginge.”

“Das ist doch ganz in unserem Sinne”, flüsterte einer aus der Begleitung Dmitar zu. “Er soll alles über den Genossen Matija erzählen, und dann nehmen wir ihm das Gewehr ab.”

Aus Dmitar's Stirnrunzeln war zu erkennen, daß er über den Vorschlag aus seiner Begleitung nachdachte.

“Laß es uns so machen”, begann Dmitar, “du kommst mit dem Gewehr herunter. Aber halte das Gewehr mit beiden Händen gegen den Himmel gerichtet, blicke direkt auf uns und mache keine Bewegung.”

“Das wäre, als ob ich mich ergeben würde. Nein.”

“Willst du vielleicht, daß wir uns dir ergeben?”

“Nein. Wer redet davon?”

“Wie sollen wir es also machen?” wurde Dmitar ärgerlich.

“Überhaupt nicht, wenn du die Nerven verlierst. Hier handelt es sich um eine ernste Angelegenheit.”

„Wir verlieren Zeit, Ećimović. Nimm Vernunft an, wir haben es eilig, alles, was du über den Genossen Matija weißt, von dir zu hören.“

„Wer betreibt hier denn Verzögerungstaktik, ich oder ihr? Ihr verlangt einfach Unmögliches. Ihr verlangt, daß ich mich euch ergebe, aber ich habe mich nicht einmal den Russen ergeben. Auch den Deutschen habe ich mich nicht ergeben, nachdem ich die Front gewechselt hatte. Ich habe mich einfach noch niemandem in meinem Leben ergeben.“

„Er fühlt sich wieder stark“, sagte einer aus der Begleitung, „wir werden ihn in die Zange nehmen. Er wird alles zugeben und sich ergeben.“

„Mit Gewalt geht gar nichts, kommt zur Vernunft“, sagte Ećimović, als hätte er den Mann aus der Begleitung gehört.

„Bedeutet dir der Genosse Matija etwas?“ appellierte Dmítar an seine Gefühle.

„Oh ja! Matija war der einzige Mensch, dem ich vertraut habe. Wenn er am Leben wäre...!“

„Dann erzähle uns alles um seineswillen. Nimm uns überhaupt nicht ernst. Was willst du denn mehr?“

„So ginge es. Aber dann seid ihr überflüssig?“

„Wie meinst du das?“

„Eben so. Warum seid ihr hier, wenn ich alles, was ich über den Genossen Matija weiß, erzählen kann?“

„Aber wem willst du es denn erzählen? Du mußt es doch irgendjemandem erzählen.“

„Ich muß gar nicht erzählen, ich kann es aufschreiben, alles, wie es war, vom ersten Tag an, als ich zurückkehrte und ihn traf, alles, was ich mir gemerkt habe.“

„Und was ist mit dem, was du dir nicht gemerkt hast?“ klammerte sich Dmítar an den letzten Strohalm in der

Hoffnung, Éćimović doch noch dazu zu überreden, das Gewehr niederzulegen und herunterzukommen.

“Was ich mir nicht gemerkt habe!” breitete Éćimović die Arme aus und ließ für einen Moment das Gewehr los, sodaß Dmítar schon Hoffnung schöpfte. “Was ich mir nicht gemerkt habe! Das, was ich mir nicht gemerkt habe, das werde ich auch nicht aufschreiben. Das ist doch klar, Genosse Matija wird es nicht übelnehmen. Nicht einmal er selbst hat sich alle Ereignisse in seinem Leben gemerkt!”

“Aber wir müssen rekonstruieren. Wir müssen alles mit gemeinsamen Kräften zu einer vollständigen, eindrucksvollen Biographie zusammenfügen. Du bist nur einer unter vielen, die diese Biographie schreiben werden.”

“Oh, warum hast du das nicht gleich gesagt?” rief Éćimović aus. “Dann gibt es kein Hindernis mehr, und alles ist viel leichter für mich.”

“Nein!” unterbrach Dmítar energisch den gesprächig gewordenen Éćimović. “Das enthebt dich der Verantwortung keineswegs und auch nicht der Pflicht, dich sofort zu ergeben, damit wir uns an die Arbeit machen können. Es ist eine sehr verantwortungsvolle Aufgabe, die ehrlich und gewissenhaft mit maximaler Korrektheit erfüllt werden muß.”

“Wie soll ich einer verantwortungsvollen Aufgabe unter Ausnahmebedingungen gerecht werden. Wenn ihr mich in Ruhe gelassen hättet, dann wäre ich schon ziemlich weit damit gekommen.”

“Aber du mußt verstehen, daß du ohne uns nicht auskommst. Wir müssen dich anleiten, ermuntern und dir, kurz gesagt, alles aus der Nase ziehen. Für dich ist das alles vielleicht gar nicht so wichtig, was vollkommen verständlich ist, denn du kannst den Sinn von Matijas

Ruhm und seine Bedeutung für uns alle nicht einmal errahnen, doch du mußt uns ernst nehmen, besonders den Genossen Matija."

"Ich nehme euch sehr ernst, und deshalb verlange ich ja auch, daß ihr eure Waffen vor Aufnahme irgendeiner Zusammenarbeit ablegt. Das ist doch wohl klar."

"Das ist unmöglich", sagte Dmítar entschieden, "wir müssen eine andere Lösung suchen."

"Es gibt keine andere Lösung. Im Angesicht von Gewehrmündungen kann ich überhaupt nichts Zusammenhängendes erzählen und könnte sogar alles vergessen."

"Er lügt", flüsterte einer aus der Begleitung. "Er erpreßt uns. Nimm ihn in die Zange."

"Ich lüge nicht", antwortete Ećimović, noch bevor sich Dmítar etwas ausgedacht hatte. "So ist es mir in Rußland ergangen. Einmal, als mich eine Granate getroffen hatte, vergaß ich alles, was bis dahin geschehen war. Das dauerte vierzehn Tage lang an. Aber das war auch wirklich eine aufregende Zeit in meinem Leben. Nach diesem Ereignis bemühten sich alle, meine Erinnerung wieder zu wecken, doch vergebens. Sogar die Ärzte waren ratlos. Ich weiß tatsächlich eine Menge über Matija, sowohl aus der Vorkriegs- als auch aus der Nachkriegszeit. Aber wenn ihr eure Gewehre weiter auf mich richtet, dann könnte es geschehen, daß ich alles vergesse, und ihr seid daran schuld. Ich habe meinen guten Willen unter Beweis gestellt, denn ich müßte eigentlich gar nicht hier am Fenster stehen und mit euch verhandeln."

Wortlos drehte und wand sich Dmítar auf der Stelle und wußte nicht, was er tun sollte. Von Zeit zu Zeit blickte er gleichsam freundlich zu Ećimović hinauf, als sei sein Mißtrauen besänftigt und als ob er sich nun auf's

Bitten verlege. Doch Éćimović stand bewegungslos und steif oben am Fenster und wartete auf das Nachgeben von Dmtar.

„Genügt es dir, wenn ich meine Begleiter wegschicke?“ fragte Dmtar schließlich, und Éćimović hörte ein Zittern in seiner Stimme.

„Vorerst ja.“

„Ihr seid entlassen“, wandte sich Dmtar im Befehlston an die beiden jungen Männer.

Die jungen Männer verließen erleichtert ihren Posten. Als sie in die Nebenstraße eingebogen waren und Dmtar sich umgeschaut und festgestellt hatte, daß alle Fenster geschlossen waren, sagte er:

„Du kannst mir vertrauen und das Gewehr weglegen.“

„Wie soll ich dir vertrauen, wenn du mich doch die ganze Zeit verhaften wolltest?“

„Das ist vorbei.“

„Nehmen wir an, das stimmt“, begann Éćimović besonnen, „dann komm zu mir hoch und halte das Gewehr gegen die Erde gerichtet. Ich lasse mein Gewehr in dieser Stellung gegen die Stadt gerichtet im Fenster stehen. Geht das?“

Dmtar sah sich um und sagte:

„Gut.“

Mit der Empfindung einer vagen Angst betrat Dmtar das Haus von Éćimović. Stufe um Stufe stieg er langsam die Treppe hinauf, als sei er unschlüssig, und irgendwie schämte er sich. Zum ersten Mal während seiner gesamten Dienstzeit trägt er ein nicht scharf geladenes Gewehr, und es geht dabei um die Person, der er überhaupt nichts glaubt und die er am liebsten verhaften, ins Gefängnis sperren und nie wieder her-

auslassen würde, erbost und beleidigt, wie er sich fühlt.

Wenn es nicht nur bis zum zweiten Stock, sondern noch weiter nach oben gegangen wäre, dann hätte es sich Dmítar vielleicht doch noch anders überlegt, den Gewehrlauf nach oben gerichtet und abgedrückt, komme, was da wolle. Doch da sah er schon Ećimović der Türe zugewandt am Fenster stehen und ihn freundlich anblicken, als habe er Vertrauen in ihn.

Ećimović merkte, wie unsicher sich Dmítar fühlte. Er kam ihm daher entgegen, reichte ihm die Hand, drückte und schüttelte sie fest, zog ihn rasch zum Tisch und bot ihm einen Platz an.

Ećimović schenkte zu trinken ein und eröffnete die Unterhaltung.

„Mußten wir wirklich ein solches Hin und Her veranstalten?“

„Wenn es nach mir ginge, nicht“, stieß Dmítar unwillig zwischen den Zähnen hervor, „aber Dienst ist Dienst.“

„Ich verstehe schon“, akzeptierte Ećimović die Erklärung und leerte sein Glas in einem Zug. „Du mußt aber auch mich verstehen. Hier vertraue ich dir, aber wenn du im Dienst bist, ist das unmöglich.“

„Ich weiß“, sagte Dmítar unwillig, „aber du kannst deshalb nicht von mir verlangen, mich von dir im Dienst ablösen zu lassen. Das wäre ja schrecklich. Du weißt, was du warst.“

„Warst?“ rief Ećimović aus. „Das ist mir neu.“

„Das ist überhaupt nichts Neues, du warst es nun einmal“, hob Dmítar die Stimme, und Ećimović begriff, daß er ihn mißverstanden hatte.

“Ach ja, ich war es, ich leugne gar nicht, daß ich es war, aber das ist doch vorbei. Jetzt wird es am besten sein, wenn wir uns so einigen, als sei nichts gewesen.”

“Für den Anfang”, ging Dmítar darauf ein, “wäre es sicher am besten, erst einmal eine Einigung über die Erinnerungen an den Genossen Matija zu erzielen.”

“Gut, beginnen wir also damit”, erklärte sich Ećimović einverstanden und schenkte nach. “Was möchtest du also über Matija wissen?”

“Alles. Absolut alles. Wortwörtlich.”

“Ich kann dir nicht alles erzählen.”

“Bist du verrückt geworden?” erregte sich Dmítar. “Warum kannst du nicht alles über Matija erzählen. Ist dir überhaupt klar, was Matija für uns bedeutet?”

“Ich weiß. Mir ist das alles bekannt, aber ich weiß auch, was er für mich bedeutet und was es für mich bedeutet, daß mir Matija glaubte. Ich kann sein Vertrauen nicht mißbrauchen.”

“Matija hat dir geglaubt?”

“Ja, er glaubte mir ohne Vorbehalt alles, was ich ihm berichtete. Ich habe ihm mein ganzes Leben erzählt, sogar mehrere Male, um mich selbst von der Tatsächlichkeit dessen zu überzeugen, was mit mir geschehen war.”

“Wie können wir überprüfen, daß Matija dir geglaubt hat?”

“Überhaupt nicht”, sagte Ećimović überrumpelt und breitete die Arme aus. “Gar nicht mehr. Das hättet ihr früher tun müssen.”

“Aber wie denn?” breitete auch Dmítar verwundert die Arme aus. “Wie hätten wir das tun können, wenn er uns doch gar nicht an sich heranließ?”

„Da hast du es“, schloß Ećimović, „wenn ihr Erinnerungen wollt, müßt ihr mir eben glauben.“

„Können wir sicher sein, daß du nichts hinzufügen wirst?“

„Das könnt ihr. Ich werde nichts hinzufügen mit Ausnahme dessen, was Matija selbst zu mir sagen würde, wenn er noch am Leben wäre. Das werde ich so hinzufügen, wie er selbst es gesagt hätte, damit alles einen Zusammenhang ergibt.“

„Wirst du aber auch nichts verheimlichen?“

„Das habe ich nicht vor. Ich werde nur das auslassen, was ein falsches Licht auf Matija werfen könnte, weil die Zeit noch nicht reif dafür ist. Du weißt selbst, daß es solche Dinge gibt.“

„Gut“, zeigte sich Dmítar widerstrebend damit einverstanden. „Sowieso liegt alles in deinen Händen.“

„Dafür bin ich in deinen Händen, also sind wir quitt“, sagte Ećimović und brach in Lachen aus.

„Ich benachrichtige jetzt die Genossen, wir sehen uns dann später“, sagte Dmítar und wandte sich zur Türe. Vorsichtig sah er sich um, doch Ećimović konnte nicht erkennen, ob aus Angst oder weil er ihm immer noch nicht glaubte.

Dmitar berichtete Karaulić, Lokvić und allen anderen, die mit dem Bau und der Eröffnung des Museums für den Genossen Matija beauftragt worden waren, über seine Verhandlungen mit Ećimović. Er wußte seine Übereinkunft mit Ećimović als die einzige Möglichkeit darzustellen, Informationen über die letzten Lebensstage des Genossen und Volkshelden Matija zu erhalten.

Es entsprach überhaupt nicht ihren Erwartungen, daß Dmitar mit Ećimović hatte verhandeln müssen, doch sie fanden keine andere Lösung.

“Du hättest dich nicht darauf einlassen sollen, ihn schreiben zu lassen. Du hättest ihn zu einem Gespräch über Matija überreden müssen, denn dann gäbe es kein Ausweichen für ihn.”

“Er wollte nicht”, sagte Dmitar ungerührt. “Er wollte nicht einmal darüber reden.”

“In Ordnung”, sagte Karaulić, “so sei es denn wie verabredet, und später werden wir ja weitersehen.”

“Später werden wir ihn in Ruhe lassen. Das habe ich ihm versprochen”, sagte Dmitar, der Karaulićs Absicht durchschaute.

“Er soll erst mal seine Erinnerungen abliefern”, sagte Karaulić eifrig.

Karaulić hatte eine steile Karriere gemacht. Häufig war er auswärts, reiste nach Zagreb zu Sitzungen und Be-

sprechungen und war oft im Fernsehen zu sehen. Sein Einfluß reichte weit über die Stadtgrenzen hinaus, wodurch er sich zusätzlich von den anderen unterschied.

Seit Matijas Tod hatte Karaulić auch sonst an Macht und Ansehen gewonnen. In kleineren Orten wie der Stadt ist es leichter, große Macht zu erlangen als in Zagreb oder Split. In kleinen Orten treffen die Menschen täglich auf die Staatsgewalt, sie treten über ihre Schwelle, d. h. an den Schalter, erblicken sie auf der Straße oder im Café und leben in ständiger Furcht, daß sie ihnen wirklich eigenmächtig auch gegen Vorschriften und Gesetze etwas zuleide tun könnte.

Die Staatsgewalt ist grenzenlos, doch die Orte sind nach Größe und Einwohnerzahl begrenzt. Wenn aber die Staatsgewalt erprobt werden soll, dann wird die so große Staatsgewalt auf so schwache Rücken geladen wie die so kleine Stadt mit so wenig Einwohnern.

Seit Matijas Tod wußten das alle in der Stadt. Deswegen hatten sie auch Angst. Sie hatten Angst vor der Staatsgewalt. Früher hatten sie wenigstens auf der einen Seite in der Kneipe Matija gehabt und auf der anderen Seite in den Büros die richtige Staatsgewalt. Zwischen diesen beiden Polen hatten sie gelebt und sich bewegt. Jetzt aber saß in der Kneipe nur noch Ećimović, aber die Staatsgewalt war dort, wo sie schon immer gewesen war. Die ganze Stadt schien sich im Kriegszustand zu befinden, und es war, als sei Ećimović stärker.

Es gibt Menschen, die zwar nicht für einen Orden, wohl aber für die Staatsgewalt geschaffen sind. Zu ihnen gehörte Karaulić. Man wußte, daß er irgendeine Macht vorstellte, und die Menschen verfolgten seinen Weg auch später noch, als er Karriere machte. Weder störte das jemanden noch wurde es von ihm erwartet,

umso mehr als Matija oft wiederholt hatte: "Laßt ihn, irgendjemand muß schließlich Staatsgewalt sein."

So ließen sie ihn gewähren.

Das taten sie auch jetzt. Als Dmítar ihm seinen Bericht über die Verhandlungen mit Ećimović vortrug, bemerkte er streng:

"Bist du dir sicher, daß er nicht sein eigenes Leben aufschreibt, das, was er gewollt hätte, wäre er Matija gewesen?"

"Das kann er nicht. Wie soll er das denn anstellen?"

"Das kann er wohl", unterstützte Lokvić Karaulić. "Er kann alles, weil außer ihm niemand sonst weiß, was Matija dachte."

"Wir können alles, was er uns anbietet, mit den Originaldokumenten vergleichen. Im Zagreber Museum liegen genug Dokumente, außerdem werden wir Hilfe bei den besten Geschichtsexperten einholen", sagte Dmítar, wie um sich zu verteidigen.

"Es gibt keinen besseren Experten als Ećimović", sagte Karaulić gleichsam verbittert. "Er war der einzige, der in der letzten Zeit dem Genossen Matija Gesellschaft geleistet hat. Ihr habt sie ungenügend bespitzelt."

Dmítar verstand den Vorwurf und sagte:

"Von höheren Stellen war verboten worden, Matija zu bespitzeln."

"Ećimović mußte bespitzelt werden", entgegnete Karaulić geschickt, nur um Dmítar eins draufzugeben. "Matija hätte Verständnis dafür gehabt."

"Eben nicht", sagte Dmítar sicher und entschieden. "Ich weiß bestimmt, daß Matija dafür kein Verständnis hätte aufbringen können und wollen. Ećimović hätte das noch eher verstanden. Wie ihr selbst wißt, konnte

Matija seit seiner Rückkehr den Anblick von Waffen nicht mehr ertragen. Zeigt mir den, der ihn jemals bewaffnet gesehen hätte."

"Vorerst", meldete sich Genosse Zovko, ein Experte des Ausschusses für den Museumsbau, zu Wort, "müssen wir uns mit einseitigen Quellen begnügen. Wir dürfen den Bau des Museums nicht verschieben, selbst wenn noch nicht alle Dokumente ausgewertet sein sollten. Das kommt auf der ganzen Welt vor. Aus diesem Grunde korrigieren spätere Generationen das Quellenmaterial und stoßen sogar als gesichert geltende Erkenntnisse um. Genosse Matija war ein außergewöhnlicher Mensch, und es ist nur natürlich, daß es in seinem Lebenslauf auch umstrittene Dinge gibt, die vom herkömmlichen Regelkanon und von der Meinung der Zeitgenossen abweichen. Ich meine, wir müssen uns einfach, zwar nur bedingt, auf Éćimović verlassen, denn wir können niemand anderen dafür engagieren. Später aber, wenn wir Éćimović unter Bobachtung stellen, werden wir ihn überführen, inwiefern er uns getäuscht und das, was er wollte, unterschoben haben sollte. Außerdem wird das von Éćimović kommende Material ein anderes Licht auf den Genossen Matija, sein Leben und seinen Kampf werfen, etwa in der Art: Matija aus der Sicht feindlicher Soldaten. Ich bin dafür, genau diesen Aspekt herauszustreichen, denn in dem Fall sind wir auch nicht mehr an alle Tatsachen und ihre Glaubwürdigkeit gebunden."

Auch Karaulić erschien der Vorschlag des Genossen Zovko annehmbar. Sie hatten sowieso keine andere Wahl.

"Es muß also nur noch abgesprochen werden, wie uns Éćimović das Material zustellen soll", sagte Karaulić.

“Éćimović darf jedoch nichts davon erfahren”, besann sich Lokvić. “Unsere Haltung könnte ihn geradezu dazu ermutigen, aufzuschreiben, was ihm gerade einfällt. Ihr könnt euch doch vorstellen, was ihm alles einfallen könnte.”

“Ganz wie ihr wollt”, fing Dmítar wieder ungerührt an. “Ich habe jedenfalls nur Tatsachen mit ihm ausgemacht, alles ganz objektiv.”

“Er ist ja wohl nicht so verrückt, uns etwas vorzumachen”, sagte Dmítar gleichsam zu sich selbst. “Doch wir haben ihm eine Chance geboten, wie sie ihm noch keiner jemals gegeben hat.”

“Er ist sich dessen nicht bewußt”, warnte Lokvić.

“Er ist doch ein Abenteurer. Sein ganzes Leben lang hat er *va banque*, um alles oder nichts gespielt und alles verspielt”, fügte Dmítar hinzu.

“Langsam, Genossen”, beschwichtigte sie Professor Zovko. “Wir müssen alles ganz besonnen sehen. Ich bin mit allem einverstanden, was ihr bisher über die Lage, in die uns Éćimović gebracht hat, ausgeführt habt. Ich bin auch der Meinung, daß er ein Abenteurer ist, der jetzt, kurz vor Lebensende, nichts mehr zu verlieren hat. Er könnte uns hinters Licht führen, doch daran trägt auch Genosse Matija Schuld. Genosse Matija hätte selbst an seine Biographie und seine Rolle denken müssen, an sein Bild, wie es für die Nachwelt, für zukünftige Generationen erhalten werden muß.”

“Matija war eben so, wie er war. Nichts kann sein Bild verdunkeln”, sagte Lokvić. “Das ist unsere Ausgangsbasis”, fügte er hinzu und unterbrach damit den Monolog des Genossen Zovko.

“In Ordnung”, meinte Karaulić abschließend, “wir haben das Verfahren festgelegt. Und jetzt an die Arbeit! Das Eröffnungsdatum für das Museum können wir

nicht verschieben. Das würde nur Unverständnis hervorrufen und Folgen nach sich ziehen."

Heimlich beaufsichtigten sie Écimović. Sie bespitzelten ihn überall, wohin er ging, sprachen die Menschen an, mit denen er sich unterhalten hatte und fragten, worüber sie gesprochen hätten. Ganz besonders erkundigten sie sich danach, ob er Matija erwähnt habe und in welchem Zusammenhang.

Sie hielten sich an ihr Versprechen, das sie Écimović gegeben hatten. Sie waren nicht bewaffnet und begingen auch nicht den Fehler, sich ihm zu nähern. Selbst wenn sie ihn zufällig trafen, liefen sie weiter und beschleunigten ihren Schritt meistens in die entgegengesetzte Richtung, sodaß Écimović sie nicht bemerkte, obwohl er ängstlich und an Bespitzelung gewöhnt war.

So war Écimović davon überzeugt, daß sie sich an die Abmachung hielten und machte sich ruhig an seine Arbeit.

Er arbeitete mit Einsatz und Hingabe. Nur mühsam konnte er sich erinnern, noch mühsamer war es, Matijas Gedanken zu formulieren, und am allerschwersten fiel es ihm, sich an Matijas lange Monologe über Gott und die Welt zu erinnern, denen er an den langen Winternachmittagen bei Wein und Zigaretten gelauscht hatte. Écimović erinnerte sich, wie er bei solchen Gelegenheiten stundenlang einfach dageessen war, Matija regungslos angesehen und die Veränderungen seines Gesichts registriert hatte, wie sich Matija vor seinen Augen in einen anderen Menschen verwandeln konnte, entfernt und unbekannt, von irgendwoher gekommen, der gleichsam alles, was er gesehen und erlebt hatte, hinter sich herschleppte und sich auf keine Weise davon befreien konnte, obwohl er es wünschte. Genauso möchte Écimović jetzt alles zu Papier bringen und für einige andere Menschen aufzeichnen,

die nicht das Glück gehabt hatten, Matija zu begegnen und seine Hilfe zu erfahren.

Éćimović quälte sich. Besonders fürchtete er sich vor der Zusammenkunft mit Dmtar, Karaulić und den anderen aus dem Ausschuß für den Museumsbau, bei der er ihnen alles, woran er sich erinnert und was er aufgezeichnet hatte, zeigen mußte, während sie vielleicht keinen Gefallen daran finden und Einwände machen würden.

Voll Angst verfaßte er daher die Biographie von Matija, was seine Furcht nur noch verstärkte, denn, so dachte er ständig, wenn ich die Biographie abliefere, dann ist Matija endgültig kein Schutz mehr für mich, und ich kann nicht einmal vorhersehen, was aus mir am Ende wird. Dem von Dmtar gesandten Boten, um ihn zur Eile anzutreiben, da der Bau des Museums vor dem Abschluß stünde und alle übrigen Materialien schon zusammengestellt seien, während man nur noch auf ihn warte, sagte er deshalb:

"Ich habe mich sehr beeilt. Es gibt viel Material, und ich habe schon drei Hefte vollgeschrieben."

"Du mußt dich beeilen und Tag und Nacht arbeiten", richtete ihm der Bote aus.

Éćimović arbeitete Tag und Nacht, genau wie sie ihm befohlen hatten. Doch während er arbeitete und sich mühsam aller Einzelheiten der Begegnungen mit Matija erinnerte, beobachtete er, wie er Matijas und sein Leben zu einem verschmolz, ihrer beider Leben in eines verwandelte und es in ein bleiches und unverständliches Manuskript auf vergilbtem Papier fließen ließ, das in wenigen Tagen ins Museum in eine helle Vitrine kommen sollte, während von ihm dann keine Spur mehr in diesem Leben bliebe. Niemand würde jemals wissen, daß er es war, der die Geschichte der

letzten Lebensjahre von Matija niedergeschrieben und eigentlich das größte Verdienst bei der Aufzeichnung eines so reichen Lebens über einen so edlen Menschen erworben hatte. Er spielte mit dem Gedanken aufzugeben und es Karaulić und Dmitar mitzuteilen, die am besten alles selbst nach ihrer Version zusammenstellen sollten. Ihm graute jedoch beim bloßen Gedanken daran, daß sie es akzeptieren könnten und er überhaupt keinen Schutz mehr hätte, denn dann würde Matija nicht mehr hinter ihm stehen wie noch jetzt in Form der Biographie so wie früher mit seiner physischen Erscheinung, eigensinnig und tapfer, ein rätselhaftes fremdes Lächeln auf den Lippen und mit der unbekümmerten Handbewegung, wie er sie so unverwechselbar ausführt, als verlange er Durchlaß durch Feuer, Gewitter, Erdbeben und anderes Unheil. Wenn sie allerdings ihre Version aufschreiben sollten, dann entspräche dies nicht der Wahrheit. Sogar die Besucher des Museums würden es ihnen nicht abnehmen, weil alle wissen, daß Matija nie mit ihnen gesprochen hatte. In Ermangelung interessanter Nachrichten und Ereignisse merkt sich das Publikum in kleinen Städten alles viel genauer und länger, und zwar alles über alle, ganz besonders aber über die wenigen Persönlichkeiten, die weit über die Grenzen des Ortes hinaus bekannt sind und über die auch anderenorts gesprochen wird. Solche Menschen stellen die Verbindung zur Welt dar, und alle, die sich in ihrer Nähe aufhalten, werden durch und über sie auch selbst zu dieser Welt.

Écimović, der sich mit allem plagte, was ihm während des Schreibens von Matijas Biographie so einfiel, verbrachte ganze Nächte über seinen Aufzeichnungen. Dmitars Leute, die ihn heimlich beobachteten, meldeten daher regelmäßig, daß er hingebungsvoll und

fleißig bei der Arbeit sei. Irgendwie schaffte er es so, alles genau zu der Zeit abzuschließen, zu der auch Dmítar erwartete, die Biographie von ihm zu erhalten, was ihm Dmítars Vertrauen einbrachte.

„Ist das alles?“ fragte Dmítar und bot ihm einen Platz an.

„Alles, woran ich mich erinnern konnte.“

Dmítar vertiefte sich in das Manuskript, das er flüchtig und nervös, Seiten überspringend und wieder an den Anfang zurückkehrend, durchblättert, als suche er etwas Bestimmtes. Dann stellte er Ećimović Fragen über das, was er gelesen hatte. Zur Erklärung sagte er, daß er jetzt nur oberflächlich lese, aber alles gründlich durchstudieren wolle, wenn die anderen Genossen eingetroffen sein würden. Er bot Ećimović Zigaretten und zu trinken an. Während Ećimović eine Zigarette nach der anderen rauchte, blickte er unverwandt auf die Pistole auf dem Tisch und das Maschinengewehr an der Wand und dachte darüber nach, daß ihn Dmítar schließlich doch noch überlistet habe, da er jetzt hier mit leeren Händen saß, obwohl ihre Übereinkunft es anders vorgesehen hatte. Er hatte Vertrauen in sein Manuskript gesetzt, das sich jetzt aber in Dmítars Händen befand, sodaß er selbst keinen Trumpf mehr für das Gespräch mit den anderen in Reserve hatte.

Es muß ihm gefallen, dachte Ećimović, denn Dmítar beachtete gar nicht, wie nervös Ećimović dasaß und dauernd ein Bein über das andere schlug. Ećimović zog in Betracht, plötzlich aufzuspringen, Dmítar das Manuskript zu entreißen und ihm zu verstehen zu geben, nicht nach der Pistole zu greifen. Dann wollte er ihm sagen, wie man miteinander zu reden hätte, doch es fiel ihm nichts für das weitere Vorgehen ein, und er wußte nicht, wie alles enden würde. Nervös am abgebrannten Zigarettenstummel kauend, dachte Ećimović

über sein Leben nach und meinte, am Ende angelangt zu sein, denn er hatte Welten, Menschen und ihre Situationen, mit denen er konfrontiert worden und Unheil, dem er auf verschiedene Weise entkommen war, miteinander verbunden und alles zu einem Kreis zusammengefügt, der sich nun hier vor Dmítar schloß, den er erst gegen Ende seines Lebensweges kennengelernt hatte. Er hätte es nie für möglich gehalten, daß die Bekanntschaft mit Dmítar diesen Weg in die Länge ziehen, den Zusammenschluß des Kreises verzögern und das Leben noch schwerer und gefährlicher machen würde.

Während er mühsam Matijas Biographie rekonstruierte, so als würde er eine lange vergessene, erst jetzt verständlich und lehrreich gewordene Lektion wiederholen, erinnerte er sich an den häufigen Ausspruch von Matija: "Laß dich nicht unterkriegen! Schlag alle Angreifer zurück. Schließlich hast du alleine gelebt, alleine gesucht und bist alleine zurückgekehrt!"

Mit solchen Überlegungen verging die Zeit bis zur Ankunft der anderen Mitglieder des Ausschusses, die nach einem strengen und scharfen Klopfen heftig die Türe aufrissen und in Dmítars Büro kamen.

"Seht", empfing sie Dmítar und ging damit gleich zum offiziellen Teil über, "er hat es gebracht."

"Sofort", sagten sie laut und zogen die Mäntel aus. Sobald sie sich an den Tisch gesetzt hatten, fragten sie Ećimović laut, als hätten sie sich miteinander verabredet:

"Hast du das alles auch objektiv dargestellt?"

"Alles, woran ich mich erinnern konnte."

Als erster griff Lokvić nach dem Manuskript. Er las aufmerksam, runzelte manchmal die Stirn oder lachte, zog am Ende doch tatsächlich einen Bleistift hervor,

mit dem er einige Reihen nervös unterstrich und fragte Éćimović, den Zeigefinder auf dieser Stelle haltend:

“Hat der Genosse Matija das wirklich so gesagt?”

“Ja, so, wie ich es aufgeschrieben habe.”

“Sie machen, was sie wollen, laß sie nur. Irgendwann wird es zum Zusammenstoß mit etwas Ähnlichem kommen, doch alle vernünftigen Leute werden vorher abspringen“, las Lokvić vor und sah Éćimović reigungslos an.

“Das hat er sogar mehrmals wiederholt. Ehrlich gesagt, weiß ich nicht genau, was er damit meinte, aber ich habe es mir wie auch alles andere, was er mir gesagt hat, wortwörtlich gemerkt. Ich weiß noch genau, wann er mir das sagte, als nämlich der Genosse Karaulić den Bauern auftrag, Genossenschaften zu gründen. Ich weiß auch noch, warum ich mir das gemerkt habe. Damals hatte ich nämlich zu Matija gesagt: 'Karaulić brüllt aber mächtig'. Er hatte mir darauf erwidert: 'Er hat leicht brüllen, wenn er vom Grenzturm herunterbrüllt' Genau so war es.”

“Ja, du hast auch das aufgeschrieben“, sagten alle drei laut und konzentriert. “Doch sehen wir weiter“, sagte Genosse Zovko, “alles der Reihe nach. Also er schreibt hier“, und Genosse Zovko beugte sich über das Heft, “er schreibt das: 'Wir werden den Sozialismus nicht verwirklichen, solange die einen ihn an den anderen verwirklichen. Sozialismus ist, wenn er von selbst ist und sich ganz natürlich entwickelt, wenn keiner ihn verwirklicht bzw. dem anderen aufzwingt'”.

“Es ist doch ausgeschlossen, daß Genosse Matija das gesagt haben soll!“ fuhr Karaulić auf, womit er dem Genossen Dmítar, der gerade etwas sagen wollte, zuvorkam. Aber Dmítar hatte den Mund bereits geöffnet und wartete auf das Ende von Karaulićs Rede, doch

Éćimović antwortete sofort, und so blieb er mit halb offenem Mund sitzen und blickte stumpfsinnig bald zu Éćimović bald zu Karaulić, doch am häufigsten zu Lokvić, als ob er vor ihm Angst hätte. Daraus schloß Éćimović, daß Lokvić am meisten zu sagen hätte, und er empfand Erleichterung darüber, obwohl er nicht wußte, warum.

“Alles, was geschrieben steht, stimmt”, wiederholte Éćimović.

Éćimović wußte nicht, was er tun sollte. Als Karaulić sein Heft in die Hand genommen und sich sein Gesichtsausdruck beim Lesen verändert hatte, begriff Éćimović sofort, daß es Probleme geben würde und er den Ausschluß von der Glaubwürdigkeit seiner Erinnerungen an Matija sicher nicht überzeugen konnte, so sehr ihm auch daran lag. Diese Biographie, die er ungeschickt, aber ehrlich verfaßt hatte, war der letzte Strohalm, an den er sich klammerte. Wenn sie diesen Strohalm nun nicht akzeptieren wollten und ihn dazu noch einkassieren, aber nicht im Museum ausstellen sollten, dann könnte ihn keiner mehr beschützen, und es wäre nicht mehr vorhersehbar, was mit ihm geschehen würde.

Die Biographie gefällt ihnen nicht.

Éćimović erkennt das an den Fragen, die sie ihm nervös und gleichsam beleidigt stellen und auch an ihrem Verhalten, an der Aufmerksamkeit, mit der sie das Heft lesen, an ihrer Nervosität, wenn sie seine Handschrift nicht entziffern können und er ihnen helfen muß, woraufhin sie aber nachfragen und dauernd sagen:

“So steht das doch nicht da, lies es noch einmal!”

“Das hat Matija sicher nicht gesagt. Das ist deine eigene Erfindung”, sagte Lokvić, und Éćimović erkannte an seiner Stimme und an der Handbewegung, mit der

er einige Male auf den Tisch schlug, daß er böse und die Biographie durchgefallen war.

"Lies weiter, wir werden das streichen", sagte Karaulić besonnen.

"Wie konntest du so unverantwortlich sein?" fragte Zovko Ećimović.

"Ihr habt selbst gesagt, alles der Wahrheit entsprechend!" antwortete Ećimović starrköpfig.

Ećimović überlegte bereits, wie er sich aus der Affäre ziehen sollte und hörte schon gar nicht mehr zu.

Sie lasen weiter und machten sich lautstark bemerkbar, wenn sie die Handschrift nicht entziffern konnten, womit sie Ećimović aus den Überlegungen, mit denen er beschäftigt war, aufschreckten. Ihre Unterhaltung dauerte lange. Ećimović sah daraus, daß es ihnen gar nicht gleichgültig war und sie auf seine Hilfe nicht verzichten konnten.

"Es gibt gute Stellen darin, doch alles in allem können wir es nicht akzeptieren!" sagte Lokvić zum Schluß des Gesprächs und schloß das Heft.

Ohne ein Wort streckte Ećimović die Hand aus, um das Heft zu nehmen, aber Karaulić hinderte ihn daran.

"Das Material bleibt hier", sagte er.

"Wie soll ich es dann verbessern?" fragte Ećimović, um sie dazu zu bewegen, ihm das Manuskript zurückzugeben, doch Lokvić gab ihm zur Antwort:

"Du bleibst hier. Bis morgen muß alles fertig sein."

"Ich bringe es morgen", sagte Ećimović.

"Du würdest doch nur wieder deine eigene Version bringen. Wir werden dich beaufsichtigen. Du wirst erzählen, und wir stellen es für das Museum zusammen."

So war Ećimović eigentlich zum ersten Mal eingesperrt.

„Du wolltest uns deine eigenen Ideen unterschieben“, hielten sie ihm ständig vor, während sie aufzeichneten, was er erzählte, „und wir haben dir vertraut.“

Ećimović verteidigte sich so gut er vermochte, doch es half ihm alles nichts. Das Gespräch über Matija funktionierten sie im Grunde genommen zu einem Gespräch über Ećimović um, über seinen Aufbruch in den Krieg auf Seiten der Deutschen, über den Angriff auf Rußland und die Belagerung von Stalingrad, und Ećimović erhielt den Eindruck, daß sie genau das notieren wollten und Matijas Biographie sie eigentlich nicht mehr interessierte.

Ećimović quälte sich ab, schwitzte, wischte mit der bloßen Hand den Schweiß von der Stirn und antwortete auf alle möglichen Fragen, denn es gab keinen anderen Ausweg für ihn. Abwechselnd unterbrachen ihn Karaulić, Lokvić und Zovko mit Aufforderungen, einzelne Umstände anschaulich darzustellen, die Zeit genau anzugeben und Namen, die sie notieren wollten, zu wiederholen. Besonders interessierten sie sich für die Namen der deutschen Generäle, wo wer von ihnen gefallen war, wer ihn womit getroffen hatte, wie der Namen richtig geschrieben wurde und ob er ihn ge-

sehen und sich mit ihm wo und worüber unterhalten habe.

"Worüber?" wiederholte Zovko und bedeutete Ećimović mit einer Handbewegung, langsamer zu sprechen, damit er jedes Wort erfassen könne, denn das sei — so betonte er — für die Geschichtsschreibung.

Diese von allen Beteiligten erbittert und erregt geführte Unterhaltung dauerte bis zum Morgengrauen, als sich milchigtrübes Licht wie Blässe ins Zimmer ergoß und sie die Bleistifte niederlegten, um den Geräuschen zu lauschen, die aus verschiedenen Entfernungen und in unterschiedlicher Lautstärke von der Straße herauf-tönten, als riefen sie nach ihnen. Es war, als wichen sie vor diesen Stimmen zurück, und Ećimović hatte den Eindruck, als erinnerten sie sich an etwas. Er schöpfte Hoffnung und erstarrte gleichzeitig.

"So", sagte Karaulić, "genug für heute. Wir müssen uns ausruhen."

"Am Nachmittag machen wir weiter", sagte Lokvić und erhob sich.

Ećimović stand auch auf.

"Du bekommst alles, was du brauchst", sagte Karaulić zu Ećimović, "Kaffee, ein Frühstück, ein Bett..."

"Ich werde doch sicher nicht hierbleiben?" wunderte sich Ećimović.

"Wo willst du denn hin?" wunderte sich nun auch Karaulić, während Zovko und Lokvić in Gelächter ausbrachen.

Ećimović verstummte.

Unterdessen öffnete sich die Türe, und zwei Polizisten mit Handschellen kamen herein. Sie fesselten Ećimović, der keinen Widerstand leistete. Sie hatten aber trotzdem Angst.

„Führt ihn in eine Einzelzelle, denn er soll mit niemandem Kontakt haben“, sagte Karaulić. „Gebt ihm die doppelte Ration, denn ihr seht, wie stark er ist“, fügte er hinzu und lachte.

„Das ist gegen die Abmachung“, sagte Ećimović und schaute Karaulić direkt und furchtlos, gleichsam zornig und drohend in die Augen.

„Das, was du über den Genossen Matija geschrieben hast, ist auch gegen die Abmachung“, entgegnete ihm Karaulić und bedeutete den Polizisten, ihn abzuführen.

Das Museum wurde genau an dem Tag eröffnet, als der Durchbruch durch den Cañon gelungen war. Sie organisierten alles würdig und umsichtig, luden lauter angesehene Leute in die Stadt ein, setzten sie in die erste Reihe und füllten den restlichen Saal mit dem Publikum. Karaulić hielt eine Rede über das Leben und den Ruhm des Genossen Matija, über dessen entsagungsvollen und heroischen Kampf für die Ideale der Gerechtigkeit und tatsächlich sogar auch über mangelnde Flexibilität während einzelner Etappen, was aber alles in allem — so sagte Karaulić vor dem vollen Saal — dem Ansehen seiner Gestalt keinen Abbruch tun könne. Also beruhigte sich das Publikum, und Karaulić führte seine Rede zu Ende.

Lokvić schnitt das Band durch und ließ die Leute ins Museum.

Die Leute betrachteten mit Interesse die Ausstellung. Man machte einander, mit dem Finger darauf zeigend, auf Verschiedenes aufmerksam und erkannte wieder, was Matija wo, vor wem und bei welchem Anlaß gesagt hatte. Lehrer erklärten den Kindern, die sie in Gruppen führten und deren Aufmerksamkeit sie bei der Stange zu halten versuchten, verschiedene Einzelheiten, und andere Besucher photographierten Ausstellungsstück-

ke, weil, wie sie sagten, ein Verwandter zusammen mit dem Genossen Matija auf dem Bild zu sehen sei und sie gerade dieses Bild nicht hätten.

Aus dem Gemurmel der Menge war zu hören: "Donnerwetter, wie sich Karaulić bei Matija revanchiert hat." Doch war gleichsam schon die Epoche von Karaulić angebrochen. Seit Matijas Tod war bereits einige Zeit vergangen, sodaß sich die Menschen schon daran gewöhnt hatten, daß er nicht mehr da war und nun begannen, sich an Karaulić zu gewöhnen. Immer öfter und mehr sprachen alle über Karaulić, und niemand mehr erwähnte die Zeit, als sie sich vor ihm unter Matijas Schutz geflüchtet, über seine Gewalt und nicht überzeugende Macht gelacht und nur auf die Zeit gewartet hatten, die das alles wegwischen und Karaulić zu ihnen zurückbringen würde, auf das Feld, hinter den Pflug, den Ladentisch oder die Theke, an einen Platz, der ihn nicht von ihnen unterscheiden oder trennen würde. Diese Zeit war jedoch nicht gekommen, dafür aber eine Zeit, die ihre Hoffnungen und die Illusionen von Karaulić auslöschte und ihn in die erste Reihe vorrücken ließ, ganz nach vorne, dahin, wohin er schon immer hatte kommen wollen.

Durch seine häufigen Reisen nach Zagreb hatte Karaulić auch unter den Ersten des Landes Ansehen erworben. Er trat im Fernsehen auf, und sein Bild erschien in den Zeitungen, sodaß sein Ansehen auch außerhalb der Stadt ständig wuchs und er sich schon jetzt zu Lebzeiten wie ein Denkmal etablierte. Wohl auch deshalb sagen die Leute, die aus dem Museum für Matija kommen: "In ein paar Jahren wird auch der Genosse Karaulić ein solches Museum haben."

Karaulić atmete auf, als er das Museum eröffnet hatte. Ihm war, als habe er sich erst jetzt alle Scherereien wegen Matija vom Hals geschafft, jene Furcht, die ihn

die ganze Zeit verfolgt hatte, als er mit Mühe und immer in Angst, was Matija zu seinem Erfolg sagen würde, Karriere gemacht hatte. Matija hatte sich jedoch niemals klar ausgedrückt und während so vieler Jahre weder Lob noch Tadel für ihn gefunden, sodaß Karaulić oft gedacht hatte, daß Matija für seine Arbeit überhaupt kein Interesse aufbringe.

Doch er hat ihm nun trotz allem seine Dankbarkeit erwiesen.

Als er das Museum verließ, dachte Karaulić für einen Moment daran, wie Matija, wenn er noch am Leben gewesen wäre, auch das Museum mit einer Handbewegung abgetan hätte, und dieser Gedanke beruhigte ihn.

Zu Hause angekommen, fand Karaulić eine unangenehme Nachricht vor. Ećimović war ausgebrochen! Er hatte die Wache entwaffnet, das Gewehr genommen und war verschwunden. Der entwaffnete Wächter hatte nicht gewagt, ihn zu verfolgen und auch keine Hilfe herbeirufen können, weil Ećimović die Telefonleitung durchgeschnitten hatte! So lautete der Bericht.

Der Bericht stimmte.

Beim Gefängnis angekommen, fand Karaulić alles so vor, wie es berichtet worden war. Ećimović hatte die Türe seiner Zelle gesprengt, sie wie vermoderten Stoff zerrissen und war aus der Zelle gekommen. Der Wächter gab später zu Protokoll, wie sich Ećimović von hinten angeschlichen, ihn mit starken muskulösen Armen umklammert ("Das kam dir nur so vor. Er ist doch schon alt und verängstigt. Wenn du das gewußt hättest...!" schrie Karaulić den Wächter während der Vernehmung an) und zu ihm gesagt habe: "Kind, du bist jung und grün und weißt gar nicht, wen du vor wem und für wen bewachst... geh nach Hause, aber gib dieses Gewehr dem Alten."

"Er hatte noch nicht zu Ende gesprochen, da hatte ich schon mein Gewehr nicht mehr und erblickte es in seinen Händen. Ich sah, wie er lachte und rückwärtsgehend, das Gewehr gegen die Erde gerichtet, sagte:

"Grüße Karaulić und Lokvić von mir. Und auch jenen Zovko!"

So war er entkommen.

"In welche Richtung mag er sich aus dem Staub gemacht haben?" fragte Dmtitar erregt.

"In die Berge, in Richtung des Cañon. Ich sah ihn den Hang hinaufklettern. Später verlor ich ihn aus den Augen, beobachtete aber weiter. Ich wollte ihn verfolgen, aber ich hatte kein Gewehr, und alles war abgeschlossen."

Sie setzten eine massenhafte Verfolgung auf ihn an. Sie durchsuchten alles fachmännisch und sorgfältig, bis es Nacht wurde.

Am Morgen trafen sie im Cañon auf den Förster.

"Zu spät, Genossen", sagte der Förster. "Ich habe jemanden gesehen, einen Deutschen."

"Einen Deutschen?" rief Karaulić aus.

"Jemanden in einer deutschen Uniform. Ich habe sofort einige Leute benachrichtigt, aber niemand reagierte. Er streifte hier umher. Ehrlich gesagt hatte ich Angst. Er war bewaffnet und in Uniform und kniete unterhalb der Felsen dort. Später, als er fortgegangen war, schaute ich nach — er hatte ein Sträußchen Blumen hinterlassen."

"Der Bandit!" sagte Karaulić und ging in Richtung des hohen Felsens.

"Eine Natter am Busen", rief Zovko. "15 Jahre lang hat ihn Matija beschützt."

"Wir haben ihn immer darauf hingewiesen", sagte Lokvić kalt.

"Und später zeigten wir uns ihm gegenüber noch barmherzig", sagte Karaulić versöhnlich und doch

gleichsam bitter, "und er legt Blumen auf die Gräber von Deutschen."

"Landesweite Fahndung!", ordnete Dmítar an. "Benachrichtigt alle! Einkreisen!"

Auch mit der Einkreisungsstrategie erreichten sie nichts, denn niemand versuchte, die Einkreisung zu durchbrechen. Sie gaben auf, weil es von höherer Stelle so angeordnet wurde. "Sinnlos!" sagte man ihnen.

Im Handumdrehen veröffentlichten die Zeitungen, daß ein nicht identifizierter Soldat Blumen an Orten niedergelegt habe, wo vermutlich deutsche Soldaten gefallen seien. Sogar ein Bild dieser Stelle wurde veröffentlicht, sodaß Augenzeugen des Gemetzels bestätigten, daß diese Nachricht zuverlässig sein könnte. "Aber dort sind auch unsere Leute gefallen, es muß also nicht so sein", sagten die Besonneneren.

In der diplomatischen Sprache Versierte entnahmen der Nachricht über den unverzüglichen Empfang für den deutschen Botschafter durch unseren Außenminister, bei dem das beiderseitige Interesse zum Ausdruck gebracht wurde, die Gespenster der Vergangenheit nicht wieder auferstehen zu lassen, daß es sich um Zeitungsartikel handelte, in denen es von irrationalen Haßausbrüchen gegen den Faschismus, Hitler, das Reich und tatsächlich auch gegen die Deutschen im allgemeinen nur so wimmelte.

In dem Augenblick, als diese Nachricht vom Fernsehen übertragen wurde, erinnerte sich Karaulić an den Sekretär. Er erinnerte sich auch an dessen letzten Aufenthalt in der Stadt, an den geheimnisvollen Abend mit Matija und Ećimović und empfand großes Unverständnis, Unwissen und Ohnmacht.

Lange dachte er über alles nach, über Matija, über Ećimović..., und er versuchte, alles in einen sinnvollen

Zusammenhang zu bringen und irgendwie zusammenzufügen, aber wenn er sich an die Einzelheiten erinnerte, wurde alles, was geschehen war, nur noch unverständlicher, und er goß sich ein Glas ein und zündete eine Zigarette an.

So blieb er bis zum Morgen eingeschlossen in seinem Büro sitzen, als habe er Dienst, rauchte eine Zigarette nach der anderen, kaute an den Nägeln und hoffte so, dem Geheimnis seines Fehlers auf die Spur zu kommen, als plötzlich der diensthabende Polizist eintrat.

"Genosse Karaulić, ein Telegramm! Aus Deutschland!"

Karaulić überflog das Telegramm rasch mit übernäch-
tigten Augen.

"Alles über Matija stimmt. Stop. Streicht mich aus euren Akten. Stop. Wir werden uns nie mehr sehen. Stop. Das Gewehr habe ich an der Grenze zurückgelassen. Stop. Danke für alles, was ihr mir angetan habt. Stop. Gruß an alle und an die anderen. Stop. Éćimović."

Karaulić holte tief Luft und bedeutete dem Polizisten hinauszugehen.

Zagreb 1979

Der Orden oder der destruktive Mythos

(Nachwort)

I. Zum Autor: Leben, Werk und Rezeption

Stjepan Čuić wurde am 1. April 1945 in Bukovica bei Tomislavgrad (ehemals Duvno) geboren. Er besuchte die Schule im Heimatort, in Tomislavgrad und in Osijek. Von 1966–1970 studierte er an der Philosophischen Fakultät in Zagreb die südslavischen Sprachen und Literaturen. Schon während des Studiums wandte er sich schriftstellerischer und publizistischer Tätigkeit zu. Er veröffentlichte Erzählungen und Romane, war Chefredakteur der Jugendzeitschrift *Tlo* bis Anfang der 70-iger Jahre, schrieb Kritiken und Kommentare und übersetzte aus dem Russischen.¹ Er lebt mit seiner Familie in Zagreb und arbeitete bis 1989 als Lektor im Verlagshaus "Vjesnik". Seit dem Wintersemester 1989

¹ Čuić übersetzte: Aleksandar Puškin: *Pikova dama*, Zagreb 1974 (weitere Auflagen der Übersetzung: 1975, 1978, 1985, 1987, 1989), Aleksandar Zinovjev, *Svijetla budućnost*, Zagreb 1986.

ist er als Lektor für südslavische Sprachen an der Universität Bamberg tätig.

Čuić schreibt Prosa, überwiegend Erzählungen und Romane. Das erste Buch mit dem Titel *Iza bregova* (Jenseits der Hügel) erschien 1965 in Osijek. 1971 erschien in Zagreb der Sammelband *Staljinova slika i druge priče* (Das Stalinbild und andere Erzählungen; eine zweite Auflage erschien 1975), der viel Aufmerksamkeit erregte. 1979 erschien in Zagreb das Buch *Tridesetogodišnje priče* (Erzählungen aus 30 Jahren). 1980 wurden ebenfalls in Zagreb *Dnevnik po novome kalendaru* (Tagebuch nach einer neuen Zeitrechnung) und *Tajnoviti ponor* (Die geheimnisvolle Schlucht) veröffentlicht. 1981 erschien in Zagreb der Roman *Orden* (Der Orden). Eine Auswahl aus *Tridesetogodišnje priče* und *Staljinova slika* stellt die Sammlung *Pripovijetke (Erzählungen)* dar, die 1985 in Sarajevo herauskam. Im selben Jahr erschien in Paris ein lyrisches Experiment, das Poem mit dem Titel *Otok* (Die Insel) als Mappe illustriert mit Graphiken von V. Nevjestić. Es finden sich daher im schriftstellerischen Oeuvre von Čuić die Formen der Erzählung, des Romans, des Tagebuchs und des Poems.

Die Chronik der selbständigen Veröffentlichungen, d. h. der Bücher, weist kulturpolitisch signifikante Pausen auf. Die erste Pause dauerte von 1971 bis 1979. Die zweite Pause nach 1981 wurde 1985 mit der Veröffentlichung einer Auswahl bereits erschienener Erzählungen unterbrochen. Einzelne Erzählungen und Übersetzungen von Erzählungen erschienen immer wieder in Zeitschriften.² 1990 erschien in Zagreb eine zweite Auflage des Romans *Der Orden*.

2 Erzählungen von Čuić gibt es in albanischen, arabischen, tschechischen, ungarischen, deutschen, italienischen, polnischen, russischen und slovenischen Übersetzungen.

Die Resonanz auf den Autor und seine Bücher findet sich bisher nicht in der etablierten Literaturkritik, sondern überwiegend in Form von Kritiken und Interviews in Zeitungen und Zeitschriften.³

Ein Indikator für die Wertschätzung, deren sich die Prosa des Schriftstellers bei der literarisch interessierten Öffentlichkeit in seinem Heimatland erfreut, ist eine Reihe von Literaturpreisen.⁴

Signifikant für die politische Dimension der Texte von Čuić, welche ein gegenüber seiner Schriftstellergeneration spezifisches Merkmal seiner Prosa darstellt,⁵ ist die vernichtende Kritik des Romans *Orden* im kulturpolitisch wirksamen "Weißbuch" *Bijela knjiga*, das ab 1984 als inoffizielles Rundschreiben des ZK kursierte und 1989 in der Belgrader Zeitschrift "Intervju" veröffentlicht wurde.

In der Rezeption des Autors ergab sich aufgrund der offiziellen Beurteilung eine Diskrepanz zwischen einer positiven Resonanz mit ausverkauften Buchauflagen einerseits und Publikations- und Rezeptionsproblemen seines Oeuvre andererseits.

Die im Zuge politischer Veränderungen 1989 auch liberalisierte Einstellung gegenüber dem Autor und

3 Vgl. z. B. I. Pandžić, »Stjepan Čuić. Décoration de guerre (Orden)« in *Most* (1982), 4, S. 119; V. Visković, »Recent Croatian Prose« in *Most* (1986), 5, S. 3–22, besonders S. 13. Dieser Aufsatz enthält eine Analyse von Tendenzen, Autoren, Publikationsorganen. Vgl. außerdem *Studentski List* (1988), 10, S. 24–25; *Polet*, (13. 10. 1989), 414, S. 5–7; Aleksandar Ilić, »Buđenje iz 'dogmatskog dremeža'« in *Politika*, Kulturni prilog vom 22. 2. 1982, Nihad Agić, »Čudo u svijetu. O književnom djelu Stjepana Čuića« in *Odjek* (1985), S. 11–12. Den Ansatz einer methodisch fundierten Interpretation weist das Nachwort zu *Staljinova slika i druge priče* (1975), S. 123–130 auf: Duje Sladojević, »Struktura 'Staljinove slike i drugih priča' Stjepana Čuića«.

4 Es handelt sich um folgende Preise: Nagrada SKOJ-a (1971), Nagrada »Mladosti« (1972), Nagrada »Večernjeg lista« za kratku priču (1975) und Nagrada »Z. Dizdarević« (1979).

5 Vgl. V. Visković in *Most* (1986), S. 13.

seinen Schriften kommt in den für ihn wieder zugänglichen Möglichkeiten zu öffentlichen Äußerungen⁶ und der Uraufführung seines Romans *Orden* als Theatervorstellung der Schauspielgruppe "Histrion" am 28. 10. 1990 in Zagreb zum Ausdruck.⁷

II. Zum Roman *Der Orden*

1. Einleitende Bemerkungen

Das Selbstverständnis des Autors läßt eine nicht zu vernachlässigende politische Dimension seiner Schriften erwarten: "...der Staat tritt im Namen des Volkes auf, doch der Schriftsteller im Namen der Sprache und in seinem eigenen Namen."⁸ Zur Aufgabe der Literatur wird in diesem Zusammenhang die Transzendierung der Realität: "Literatur kann Aktuelles registrieren, doch übersteigt sie es im selben Augenblick, da sie die Ewigkeit meint."⁹

Mit diesen Aussagen mag die Perspektive umrissen sein, aus der sich der Stilwille des Autors auf den historischen Hintergrund im Roman *Der Orden* richtet.

2. Der historische Hintergrund

Der 1979 verfaßte Roman verwendet für seine Fiktion die Realität der Nachkriegszeit in der jugoslawischen

6 Vgl. folgende Interviews mit dem Autor: »Orden na Staljinovoj slici« in *Polet* (13. 10. 1989), 414, S. 5–7; »Uloga pendreka u hrvatskoj književnosti« in *Oko* (5. 4. 1990), 7, S. 1, 4, 5; »Pišem za Francusku« in *Danas* (20. 12. 1990), 457; »Pjesme za Vlastu i priče o vlasti« in *Nedjeljna Dalmacija* (2. 12. 1990), 1022.

7 Vgl. hierzu Dubravka Vrgoč, »Čovjek u zamkama političke dogme« in *Vjesnik* (30. 10. 1990).

8 »...država nastupa u ime naroda, a pisac u ime jezika i u svoje ime.« *Studentski List* (1988), 10, S. 24 f.

9 »Književnost može registrirati neke aktualnosti, ali ih ona istog časa prevlada jer pretendira na vječnost.« *Ibidem*, S. 24.

Teilrepublik Bosnien/Herzegowina. Dem Sieg über Deutschland an der Seite der Alliierten schließt sich ein Bürgerkrieg an, der mit dem Sieg von Titos Partisanen endet. Jugoslawien konstituiert sich, und der Aufbau des Sozialismus nach russischem Vorbild beginnt, bis dann der Bruch mit Stalin 1948 zu einer Verselbständigung des Landes führt. Der Aufbau des Sozialismus vollzieht sich weiter nach dem jugoslawischen Muster der Selbstverwaltung, innere wie äußere Feindbilder prägen die politische Atmosphäre, und die nach dem Krieg entstandene Machthierarchie etabliert sich.

Der Roman spielt daher vor dem Hintergrund der 20 Jahre nach dem Krieg, die nach dem Innenminister als Ranković-Ära bezeichnet, die intensivste Phase der Diktatur vorstellen, in denen politische Verfolgung, Verhaftung, Flucht und Emigration an der Tagesordnung sind.

Die Hypothek der Vergangenheit besteht für Ećimović in der Tatsache, daß er zur Zeit des von Hitler für das Pavelićregime ermöglichten Staates Kroatien unter dem Kommando der deutschen Wehrmacht gegen Rußland gezogen war. Während seiner Abwesenheit vollzog sich im Land der Widerstand gegen Deutschland und nach Kriegsende der Bürgerkrieg, aus dem Titos Leute siegreich hervorgingen, die sich dann neben dem Aufbau des Sozialismus mit der Ausschaltung "feindlicher Elemente" befaßten.

Matija hat hingegen gleich auf der später siegreichen Seite von Tito und den Alliierten gegen Deutschland und den Faschismus und für den Aufbau des sozialistischen Jugoslawien gekämpft und die Qualifikation eines Volkshelden in Form eines Ordens erworben.

Der Handlungsort im Roman wird als *grad* bezeichnet. Der Autor, selbst aus der Gegend stammend, bedient

sich damit der Bezeichnung, die die Bewohner von Duvanjsko polje für ihren größten Ort Tomislavgrad benutzen.

Diese Stadt, die ihren ursprünglichen Namen Tomislavgrad der Krönung des ersten kroatischen Königs im 10. Jahrhundert verdankt und diesen Namen seit 1990 wieder führt, kann nach Bevölkerungsstruktur und Vergangenheit als typischer Ort des Landes gelten. Die Bevölkerungsstruktur ist soziologisch weniger als urban, denn als rural zu charakterisieren und somit auch heute noch repräsentativ für kleinere Städte des Landes. Im Grunde genommen besteht der Ort aus vielen kleinen Dörfern und einem Kern mit einer Hauptstraße.

Rückgriffe auf Vergangenheit im Roman evozieren historische Vorgaben, so die zu renovierende Kirche, deren Grundstein 1925 anlässlich des tausendjährigen Jubiläums der Krönung des ersten kroatischen Königs gelegt wurde oder anlässlich der Rede zum Bruch mit Stalin, der von zuhörenden Bauern getroffene Vergleich Matijas mit seinen Namensvettern Gubec und Ivandić, die beide Führer von Bauernaufständen in Kroatien im 16. Jahrhundert waren.

Auch die im Roman auftretenden Vertreter von *vlast* haben als reale Vorlagen Personen, die in der Stadt gelebt und gewirkt haben.

Dmitar, im Roman der Chef des OZNA ("Abteilung zum Schutz des Volkes"), einer Vorgängerin der UDBA ("Abteilung für Sicherheit"), Organisationen, die in und außerhalb Jugoslawiens bestimmende Wirkungen entfalteten, vertritt als Geheimdienstchef die in den Machtstrukturen des Landes wirksame und die Durchschaubarkeit der Entscheidungsprozesse komplizierende Hierarchie neben der Staatsgewalt. Die Zusammenarbeit ist eng, während Kompetenzverteilung und Weisungsgebundenheit auch im Roman ge-

maß den realen Vorlagen unklar und veränderbar erscheinen.

Das Ende des Romans, die Flucht des Helden nach Deutschland, trägt Beispielcharakter für den Ausweg, den viele Menschen des Landes, während der Ranković-Ära politisch und nach der Liberalisierung zunehmend wirtschaftlich motiviert, für sich gewählt haben.

3. Stilwille und Gehalt.

Der Roman zeigt die Tendenz zu kleinen übersichtlichen Teileinheiten und ist in 15 Kapitel ohne Überschrift aufgeteilt. Die Kapitel dienen der Unterteilung des chronologischen Ablaufs der Handlung, wobei zwischen den Kapiteln die Fiktion der Auslassung entsteht, die durch weitere Erzähleinheiten ersetzbar wäre.

Der Erzähler hält sich im Roman aus dem Geschehen heraus. Die Existenz einer alles wissenden Erzählermaske kann höchstens hinter Erklärungen von Verhaltensweisen handelnder Personen, z. B. von Ećimović nach Matijas Tod, vermutet werden. Der Leser sieht sich einer distanzierten Berichterstattung gegenüber, die schwerlich zur Identifikation, dafür aber zu noch weiterer Distanzierung vom Gelesenen einlädt.

Die Handlung entwickelt sich überwiegend in Reflexionen und Dialogen, in denen die Auseinandersetzungen vonstatten gehen. Dialoge und Handlungsbeschreibungen sind in einer knappen und prägnanten Sprache gehalten. Reflexionen und Monologe, welche den einzelnen Menschen, seine Geschichte und Beweggründe zu Wort kommen lassen, entwickeln sich in langen, verschachtelten Sätzen. Dazwischen finden sich poetische Einschübe.

Der Topos der Stadt, der durch seine Ausstattung mit grotesken und gespenstischen Elementen besonders zu Beginn des Romans die reale Vorlage dominiert und die Tendenz zur Abstraktion verstärkt, die Verwendung von der Realität entnommenen Requisiten zu Verfremdungszwecken, z. B. in der Heimkehrszene von Ećimović, der Einsatz von Namensymbolik und der Verlauf der Dialoge dokumentieren die Überzeichnung zwecks Destruktion als dominantes Verfahren des Romans.

Das Zutreffen der Namensymbolik auf die Vertreter der Staatsgewalt, Karaulić, Lokvić, Križanić und Kovačić, wird gleich zu Beginn des Romans im ersten Dialog zwischen Matija und einem Bauern expliziert, der sich mit der wörtlichen Bedeutung der Namen herauszureden und einen möglichen Verrat zu vermeiden sucht: "karaula" bedeutet Grenzturm, "lokva" Pfütze, "križ" Kreuz und "kovač" Schmied. Auf die wörtliche Bedeutung besonders der zwei ersten Namen und deren Bezug auf ihre Träger wird im Verlauf des Romans, z. B. in der Rede Matijas anlässlich des Bruches mit Stalin, zurückgegriffen.

Die den Namensträgern zugedachte Rolle ist damit für die Auseinandersetzung in den Dialogen vorprogrammiert.

Als dominierende Form, deren sich der Roman bedient, ist der Dialog zu betrachten, der als Mittel der Darstellung, der Überzeichnung und der Destruktion eingesetzt wird. Die Dominanz eines der genannten Charakteristika hängt von den Gesprächspartnern ab.

Die Gespräche zwischen Matija und Ećimović dienen vordergründig der Information über Leben, Denken, Weltanschauung und Orientierung beider Gesprächspartner. Die Darstellung reicht aus, die im Paradigma des Romans überwältigend bestimmenden Tatsachen

in ihrer Unbedingtheit zu relativieren. Diese Relativierung betrifft Éćimovićs Kampf auf Seiten der Deutschen und seinen Wechsel zu den Russen, dessen Bekanntwerden in der Stadt durch lächerliche Umstände verhindert wird und seiner Existenz als Feind keinen Abbruch tut. Sie betrifft die auf einander feindlichen Seiten erworbenen Orden, die keinem der beiden Freunde, weder dem Sieger noch dem Verlierer nützen, da sie ihre Tage desillusioniert und tatenlos in der Kneipe verbringen. Diese Dialoge dienen der Destruktion zentraler Werte durch Information über die Folgen für den jeweiligen Menschen.

Die Dialoge zwischen Éćimović und den Vertretern der Staatsgewalt offenbaren Machtstereotypen und Verteidigungsversuche. Die Stereotypen betreffen das Denken im Sieger-Feind-Paradigma, das Ausschalten "feindlicher Elemente" mit allen Mitteln, den Verfolgungswahn des Siegers, die Treue zur Ideologie und den Kampf für die Ideale, die Volksrevolution, Genossenschaften, Personenkult, den Bruch mit Stalin, die siegreiche Armee, zuverlässige Grenzposten usw. Die Dialoge zeigen diese Stereotypen in Aktion und wirken dadurch entlarvend.

Die Dialoge zwischen Matija und den Vertretern der Staatsgewalt wirken nicht mehr durch die Demonstration des Ernstfalles wie in den Gesprächen zwischen der Staatsgewalt und Éćimović, sondern durch Überzeichnung der Stereotypen und ihre Destruktion.

Matija bedient sich zu beiden Zwecken eines Rollenspiels mit Rollentausch nach gleichem Muster:

Der um Rat gefragte Matija wiederholt in der Replik seinerseits die in der ihm gestellten Frage zum Ausdruck gekommene Stereotypie. Er kann sie dabei durch die Methode verstärken, die Gegenspieler Staatsgewalt und Éćimović zu überhöhen, indem er sie

nicht als Teil einer übergeordneten Struktur, sondern als diese Struktur selbst behandelt, z. B. Ećimović als Stalingrad oder die deutsche Wehrmacht und Karaulić als Staatsgewalt.

Während Matija die Überhöhung von Ećimović als Bluff einsetzt, um der Gegenseite Angst einzujagen und Ećimović einen Freiraum zu verschaffen, dient sie für die Gegenseite dem Zweck, die Diskrepanz zur lächerlichen Wirklichkeit zu vergrößern.

Zusätzlich kann der im Rollentausch zum Gefragten gewordene Frager in seinen Antworten die Grenzen der jeweils aktivierten Stereotypie nicht überschreiten. Seine Repliken machen ihre Absurdität und Lächerlichkeit transparent.

Matijas Überlegenheit besteht nicht nur darin, das verbale Durchspielen einer Stereotypie zu provozieren, sondern auch das Spiel mit den Stereotypen und ihren Widersprüchen souverän zu beherrschen.

Die Destruktion vollzieht sich auf diese Weise durch den Einsatz einer zweiten Stereotypie zur Widerlegung der ersten, was den Frager ohne Argument sprachlos läßt.

Damit wird neben dem transparent gewordenen Merkmal der Bösartigkeit auch die Dummheit zum Charakteristikum der die Stereotypen Ausführenden.

Als Folge zeigen die Ausführenden überdies eine Tendenz zur Verselbständigung gegenüber vorgesetzten Instanzen und der offiziellen Außenpolitik, welche die Stereotypie zusätzlich als anachronistisch entlarvt.

Die Vertreter der Staatsgewalt erscheinen daher als Teile eines diktatorisch operierenden ideologischen Systems, dessen Macht durch die Schwäche von Verwaltungs- und Beamtenhierarchien keiner Kontrolle unterworfen ist.

Da nur Matija mit seiner verbalen Destruktionsmethode und seinem Prestige als Volksheld eine Alternative zu der von Stereotypen bestimmten und sonst unkontrollierten Staatsgewalt darstellt, wird sein ständiger Aufenthaltsort, die Kneipe, zur Konkurrenz für die Staatsgewalt.

Ihr Einfluß reicht jedoch insofern bis zu dieser Zuflucht, als die Vertrauensstruktur sogar im Verhältnis der Freunde Ećimović und Matija von Seiten Ećimovićs gestört ist.

4. Das zentrale Symbol

Zu Beginn des Romans bringt der Held den Orden, den zentralen Wert, wie der Fortgang der Geschichte zeigen wird, in die menschenleere, gespenstische Stadt. Die Stadt fungiert als archetypischer Ort, der die widerstreitenden Akteure um das Zentrum, den Orden, versammeln wird. Der Orden verbindet alle Akteure in der Anerkennung seiner als obersten Wert. Die Akteure sind Matija als Volksheld, die Vertreter von *vlast*, die den Krieg im sicheren Versteck abgewartet haben und sich nun als Staatsgewalt etablieren, das Volk als Objekt und Zuschauer und Ećimović als Feind und Provokation für die Staatsgewalt.

Im Verhältnis zu Ećimović legt Matija die Einstellung zu seinem Orden offen, welche ihn den Orden von Ećimović als gleichwertig anerkennen läßt.

Der Orden entpuppt sich einerseits als Zeichen der Anerkennung für Taten, in deren Logik auch die Zerstörung von Matijas persönlichem Leben miteingeschlossen ist — seine Kinder sind umgekommen — andererseits als Objekt, in dem Matija alles, was ihm wertvoll erscheint, sieht. In Matija selbst ist keine Energie zurückgeblieben, die Verwirklichung der

Ideale, in deren Dienst der Orden erkämpft wurde und für die er nun steht, in die Hand zu nehmen. Matija sieht tatenlos der Entstehung einer Machtstruktur zu, die er verachtet. Seine Einflußmöglichkeiten nutzt er nur von Fall zu Fall dazu, Menschen wie Ećimović in Schutz zu nehmen. Das Machtangebot bleibt von Matija ungenutzt.

Stattdessen macht sich die Staatsgewalt zum Verwalter und Durchführer des Wertes, der hinter Matijas Orden steht. Darüber hinaus versucht sie konkret, sich in den Besitz des Ordens zu bringen, und das Sinnbild für das Ideal, den Kampf sowie die Anerkennung dafür von seinem Träger abzukoppeln und in ein Museum zu hängen. Ein weiterer Besitzergreifungsversuch ist die Entwertung und Aushöhlung des Ordens durch neue Orden, die für handfeste Gefälligkeiten gehandelt werden.

Auch für die Bewohner der Stadt entfernt sich Matijas Person immer weiter von dem Zeichen, das seinen Taten gesetzt wurde.

Mit dem Tod ist Matijas Einfluß auf den Orden endgültig ausgeschaltet und der Orden selbst in den Händen der Machtelite umfunktioniert.

Im Symbol des Ordens spielt sich daher folgende Dynamik ab: Ein Wert und der Weg zu seiner Verwirklichung inkarnieren sich symbolisch im Gegenstand des Ordens. In dieser Funktion zerstört der Orden zunächst einen Menschen und dessen persönliches Glück und veranlaßt diesen wie auch andere Menschen im Streben nach dem Orden, die Vernichtung dritter Menschen aktiv in Kauf zu nehmen. Nachdem der Träger alles, was ihm wertvoll war, auf den Orden gesetzt und in ihn projiziert hat, verselbständigt sich der Orden und entfernt sich von seinem ausgelaugten Träger, mit dessen Tod die letzte Verbindung abreißt.

Der Orden gerät in die Hände einer Gruppe von Menschen mit einem organisierten Interesse, deren Intention von Anfang an dahin ging, den symbolischen Gegenstand in ihren Besitz zu bringen, um ihn für ihre Machtzwecke nutzbar zu machen.

Der Orden entwickelt sich so zu einem destruktiven Mythos, zum Sinnbild eines Wertes, der in keiner seiner Entwicklungsphasen menschenfreundlich war, weder für den Träger, der alles für ihn einsetzte und andere Menschen dafür umbrachte, noch in den Händen der Menschen, die dieses Symbol in ihren Besitz bringen, um es zu Prestigezwecken sowie Disziplinierungs- und Machtvorhaben benutzen zu können.

5. Zusammenfassung

Im Roman vollzieht sich ein wechselseitiges Destruktionsgeschehen. Den Anlaß dafür sowie den Stein des Anstoßes bildet Ećimović. Der Träger des Ordens und der von ihm verkörperten Werte destruiert in Dialogen die Stereotypen der sich etablierenden Machtelite. Die Destruktionsaktivität der Machtelite richtet sich auf den ursprünglichen Wert des Ordens, der im Kampf für gesellschaftliche und politische Ideale erworben wurde (Sozialismus und Jugoslawien), ohne die Freiheit der einzelnen Person vernichten zu wollen. Die von der Machtelite ausgehende Destruktion ist effizienter, weil sie sich in Taten vollzieht und die Zeit für sie arbeitet.

Als Resultat der Entwicklung präsentiert sich im Roman folgende Abschlußsituation: Der idealistische und tapfere Besitzer des Ordens ist gestorben. Das "feindliche Element" flieht vor den Nachstellungen der Staatsgewalt ins Ausland. Die Staatsgewalt bleibt mit dem Orden und dem von ihr manipulierten Heldenbild

seines Trägers konkurrenzlos in der Stadt zurück. Die Einwohner der Stadt sind ihr schutzlos und ohne Alternative ausgeliefert.

III. Komparatistischer Ausblick

Der besprochene Roman weist Eigenschaften auf, die ihn mit dem Werk Kafkas vergleichbar machen. Aufgrund der Parallele des abgeschlossenen Ortes ist Kafkas Roman *Das Schloß* am besten als Einstieg zu einem Vergleichsansatz geeignet.¹⁰

Der abgeschlossene Ort scheint in Fiktionen für die ungestörte Entwicklung und das Funktionieren einer Machtstruktur besonders nützlich zu sein. Im Unterschied zu *Der Orden* ist die Fiktion in *Das Schloß* geschichtlich nicht situierbar. Die Machtstruktur braucht zu ihrer Legitimation keine Ideologie mehr und scheint zu Geheimnistuerei und Undurchsichtigkeit atrophiert. Die Struktur ist unterdessen zu hoher Perfektion gelangt und offenbart ihren Sinn als Selbstzweck. Sie muß sich nicht mehr mit Hilfe von Gewalt und Ideologie etablieren, sondern funktioniert auf der Basis von Wahrnehmung. Die Struktur und die ihr unterworfenen Menschen sind sich einig in der Anerkennung der durchbürokratisierten Machtstruktur als obersten Wert. In *Der Orden* besteht dieselbe Einigkeit in der Wahrnehmung des Ordens als des höchsten Wertes.

In *Das Schloß* kennt jeder Akteur seine Rolle. Der einzelne Mensch dient dazu, die Struktur zu erhalten und ist daran beteiligt, auch andere Menschen zu Rädchen im Getriebe zu machen. In *Der Orden* dient der Orden dazu, Prestige und Macht zu verleihen und die

¹⁰ Franz Kafka, *Das Schloß*, Frankfurt a. M.: Fischer, 1982.

Menschen, das Objekt der Bemühungen, lenk- und disziplinierbar zu machen.

Der Orden und in Kafkas Roman der Zugang zur Machtstruktur ohne Vermittlung durch ein Symbol sind daher begehrenswerte Ziele, die in der Wertehierarchie ganz oben stehen. In den Händen der Machtelite bewirkt dies ein vergleichbares Verhalten Außenseitern gegenüber, die sich in irgendeiner Form gegen das vom Orden und der Machtstruktur aufgestellte Paradigma vergangen haben. Die Menschen lassen sich unter der Drohung der Zerstörung ihrer zivilen Existenz dafür benutzen, die Außenseiter zu isolieren.

In beiden Romanen wird die Diskrepanz deutlich, die sich zwischen dem Menschen als Person und dem Menschen als Exponent einer Machtstruktur auftut.

Während der Roman von Čuić den Akzent auf das Entstehen einer Machtelite setzt und zur Darstellung dessen die Überzeichnung von Requisiten der Realität bis hin zu grotesker Wirkung einsetzt, ist Kafkas Roman ganz dem Funktionieren einer bereits etablierten Machtstruktur gewidmet. Durch die Loslösung der Fiktion von realen Vorlagen wird die Darstellungsweise abstrakter. Requisiten der Realität werden zu einer Fiktion beklemmender Harmlosigkeit zusammengesetzt. Die Distanz des Lesers, der in Čuićs Roman noch emotional Partei ergreifen kann, wird dadurch verstärkt.